
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

August 8/2019

71. Jahrgang

Aus dem Inhalt

Georg Lauscher

„Es ist Zeit, dass man weiß!“

Wie Opfer (über)leben

Christoph Stender

Ökumene – wer bist du?

Christliches Miteinander bei Kirchen- und Katholikentagen

Martin Patzek

„An die jungen Menschen ...“

Das Nachsynodale Apostolische Schreiben „Christus vivit“

PASTORALBLATT

Inhaltsverzeichnis

Uta Raabe	
„Wenn du deine große Liebe triffst“	226
<hr/>	
Georg Lauscher	
„Es ist Zeit, dass man weiß!“	
Wie Opfer (über)leben	227
<hr/>	
Christoph Stender	
Ökumene – wer bist du?	
Christliches Miteinander bei Kirchen- und Katholikentagen	234
<hr/>	
Martin Patzek	
„An die jungen Menschen ...“	
Das Nachsynodale Apostolische Schreiben „Christus vivit“	242
<hr/>	
Erich Garhammer	
„Feindeutig und voller Hoffnung“	
Zum literarischen Werk des rhein-jüdischen Autors Elazar Benyoëtz	248
<hr/>	
Rezensionen	
Reinhard Körner OCD: Zu dir gesagt, Jesus	
Reinhard Körner OCD: Gott, ihr Drei ...	
James Martin SJ: Eine Brücke bauen	
Klaus Berger: Die Apokalypse des Johannes	253
<hr/>	



Liebe Leserinnen und Leser,

die Aufdeckung des Missbrauchs innerhalb der Kirche wird diese verändern. Der Schaden, den sie bereits genommen hat, ist sichtbar. Denn das, was man „jenen Vorschuss von Vertrauen“ nennen kann, von dem Joseph Kardinal Ratzinger/Papst Benedikt XVI. – wenn auch in ganz anderem Zusammenhang – im ersten Band seines Jesus-Buches spricht, ist zumindest für längere Zeit verspielt. Der Skandal hat aber nicht nur der Kirche Schaden zugefügt, sondern vor allem und zuerst einmal den Opfern – jedem einzelnen von ihnen. Denn die Erfahrung körperlicher und besonders sexueller Gewalt traumatisiert. Was das bedeutet, was an Reaktion auf solche Traumatisierung eher unangemessen und noch verschlimmernd wirkt und wo für den Traumatisierten auch noch aus dem Leid eine Gottesspur sich auftun könnte – dem geht der Aachener Regens des Priesterseminars, **Pfr. Georg Lauscher**, in einer Intensität nach, der man sich wohl schwer entziehen kann.

In ganz anderer Hinsicht am Puls der Zeit bewegt sich der Beitrag von **Pfr. Christoph Stender**, Rektor und Geschäftsführer des Sachbereiches Pastorale Grundsatzfragen beim ZdK Bonn. Mit Blick auf den 3. Ökumenischen Kirchentag im Jahr 2021 geht er ebenso retrospektiv wie prospektiv dem Thema Ökumene seit dem 64. Katholikentag 1925 nach. Am Ende gibt er schon Einblick in die inhaltlichen Planungen zum Frankfurter Ökumenischen Kirchentag 2021 – sozusagen frühzeitige Information für die Leserschaft des Pastoralblatts aus erster Hand.

Im März dieses Jahres wurde das Nachsynodale Apostolische Schreiben „*Christus vivit*“ von Papst Franziskus veröffentlicht – im Nachklang zur Jugend-Bischofssynode vom 3. – 28.10.2018. Wer es lesen will, muss sich immerhin durch 299 Abschnitte durcharbeiten. Hier möchte **Msgr. Dr. Martin Patzek** aus Hattingen, Caritaswissenschaftler und bis 2014 Dozent am Erzb. Diakoneninstitut Köln, Erleichterung und Hilfe bieten. In mittlerweile bereits bewährter Weise macht er sich zum Lektüre-Reiseführer durch das päpstliche Dokument, zeigt die Linien auf, bietet Zusammenfassungen und flicht auch persönliche Eindrücke ein. Dem Ganzen stellt er eine kleine Presse-Umschau voran.

Nicht Allen wird der jüdische Autor Elazar Benyoëtz (Jahrgang 1937) etwas sagen. Der emerierte Würzburger Pastoraltheologe **Prof. Dr. Erich Garhammer** präsentiert ihn als einen Aphoristiker von „Kohellets Gnaden“, so könnte man sagen. Was sich hinter dieser von mir gewählten „Titulatur“ verbirgt, mögen Sie durch das eigene Lesen dieses Beitrags selbst herausfinden, der vielleicht für die Eine oder den Anderen Benyoëtz zu einem literarischen Reisegefährten für den Urlaub macht.

Mit dem Stichwort Urlaub verbindet sich mein Wunsch für einen erholsamen Sommermonat, auf den ich mich auch schon selber freue.

In diesem Sinne grüßt Sie herzlich

Ihr 

Gunther Fleischer

Impuls

Uta Raabe

„Wenn du deine große Liebe triffst“

Viele Dinge im Leben sind planbar und kalkulierbar. Lebensplanung, Karriereplanung, Familienplanung, Urlaubsplanung ... die Reihe ließe sich unendlich fortführen.

Doch in jede noch so gute Planung des Lebens tritt etwas Unerwartetes, Ungeplantes, Unvorhersehbares. Manche nennen das Schicksal, andere Fügung. Für manche ist es Fügung Gottes. „Der liebe Gott tut nichts als fügen“ - so lautet dann auch eine (regionale) Lebensweisheit, die platt klingen mag oder in einfachen Worten das Urvertrauen in Gott auf den Punkt bringt.

Im Augenblick des Unerwarteten sieht das manchmal anders aus. Wenn das Unerwartete wunderbar und einfach nur schön ist, möchte man, dass dieser Augenblick nie vergeht. An Tagen wie diesen wünscht man sich Unendlichkeit ... Die Frage nach dem Warum oder dem Wozu stellt sich nicht.

Die große Liebe fragt nicht nach dem Woher und Wohin. Sie ist ebenso wenig planbar, auch wenn Wissenschaftler meinen herausgefunden zu haben, dass im Alter von 26 Jahren die beste Zeit für die große Liebe sei.

Wenn das Unerwartete schwer zu ertragen ist, sieht es oft anders aus. Und die bohrende Frage nach dem Warum macht die Situation nicht einfacher. Erst im Rückblick auf das Geschehene zeigen sich Antworten auf die Fragen, und das Vergangene wird leichter.

„Wer den Tunnel hinter sich hat, vergisst die Dunkelheit.“ - so schreibt Ruth Pfau in ihrem Buch über das Geheimnis ihres Lebens: „Wenn du deine große Liebe triffst“.

Als junge Frau lässt sie sich mit 22 Jahren taufen, konvertiert mit 24 zur katholischen Kirche und tritt mit 28 der Gemeinschaft der Töchter vom Herzen Mariä bei. „Zur Ich-Werdung, zur Sinnfindung und Erfüllung braucht der Mensch die Begegnung mit dem Du.“, schreibt sie. In Pakistan ist sie als Frauenärztin in der Begegnung mit und im Dienst an Leprakranken sie selbst geworden, hat sie Sinn und Erfüllung gefunden. „Irgendwann in meinem Leben habe ich entschieden, dass ich alles auf diese Karte setzte. Weil ich keine Alternative sah.“

Bei allem Leid und allem Schmerz, bei aller Ungerechtigkeit, die sie erlebt und gesehen hat, hat sie aus der Zuversicht gelebt, dass selbst die Katastrophe nicht das letzte Wort ist. „Das letzte Wort wird die Liebe sein. Trotz allem und in allem sind wir der Welt dieses Zeugnis der Hoffnung schuldig. ... Aus der Liebe wachsen Fantasie, Mut, Tapferkeit und die Verantwortung für andere. Denn man kann Liebe nicht allein leben. Das große, tiefe Leben erfährt man nur, wenn man sich ‚einlässt‘. Indem man den anderen an sich herankommen lässt, auch in seiner Not.“

Die Liebe ihres Lebens hat sie Christin in Pakistan gelebt. Eigentlich wollte sie nicht nach Pakistan, doch durch etwas Unvorhergesehenes ist sie dort geblieben. Hier hatte sie den Platz gefunden, an den sie gehörte. „Ich glaube – was heißt glaube? – ich weiß, ich stehe an dem Platz, an dem Er mich haben wollte.“

Ruth Pfau, die den Ordensnamen Maria Magdalena von der Wiederkunft trug, wurde zeitlebens mit einer Fülle von nationalen und internationalen Orden und Ehrungen ausgezeichnet, vom Verdienstkreuz bis hin zum BAMBI in der Kategorie „Stille Helden“. Ruth Pfau wäre in diesem Jahr 90 Jahre alt geworden. Was für eine großartige Frau!

Georg Lauscher

„Es ist Zeit, dass man weiß!“

Wie Opfer (über)leben

Menschen sind Überlebende. Alle. Schwangerschaft, Geburt und viele folgende Gefährdungen haben Menschen überlebt. Darin sind wir einander verwandt. Im Folgenden geht es allerdings darüber hinaus um die Erfahrung der Vernichtung im Trauma von Gewalt und Überwältigung. Das griechische Wort Trauma bedeutet Wunde, Leck. Gewaltopfern hat sich die Erfahrung der Todesnähe wie eine Wunde in ihren Leib, wie ein Leck in ihr Lebensboot eingezeichnet. Sie bleibt präsent. Eher leicht ist ihnen das *memento mori*, oft sogar entlastend und tröstlich. Der Tod – auch des Tages Bruder. Die Todesangst, der totale Verlust eigener Lebensführung im Zustand der Überwältigung wird sehr unterschiedlich erlebt und verarbeitet – je nach Persönlichkeit und je nach den Beziehungserfahrungen vor und nach dem Trauma. Ob Krankheit, Unfall, Krankenhaus, Prügel, Eingesperrt-Sein, sexuelle Überwältigung, Flucht, Vertreibung, Krieg – aus dieser Nacht der Nächte sind sie verändert aufgewacht. Fürs Leben verändert. Eingebrennt bleibt oft: Menschen, denen ich vertraute, haben mich zum Opfer gemacht oder zum Opfer werden lassen. Dies gilt besonders für Opfer körperlicher und sexueller Gewalt. Allen Opfern bleibt eingebrennt ein *character indelebilis*, ein unauslöschliches Prägema, ein Wundmal wie ein Sakrament. Alles ist wie zuvor, und alles ist anders. Gibt es ein anonymes, säkulares Sakrament „Opfer“? Gar als *sacri-ficium* – als Geheiligt? Eine furchtbare, eines Tages womöglich fruchtbare Initiation ins abgründige Geheimnis des Lebens? Doch davon später.

Zuerst hilft womöglich ein Ritus, ein Bild, eine Geste, eine Gewohnheit, die das Gefühl wecken, doch wirklich am Leben zu sein und von *irgendeinem* verstanden. Auch dies vielleicht erst lange nach dem erlebten Ende, das doch keins war. Jedenfalls lässt die Gewalt eine abgrundtiefe Kerbe in der Seele zurück, eine Zerklüftung, in welche Überlebende wieder und wieder zurück zu rutschen drohen. Oder mit der sie respektvoll zusammenzuleben lernen – eine kaum für möglich gehaltene Gnade.

Für Überlebende von Gewalt wohnt das Abgründige nicht mehr bloß außen. Das wäre unendlich einfacher. Es wohnt innen. Mit seinen lebenslänglichen Folgen und Echoeffekten in Leib, Geist und Seele wohnt es innen. Die Konfrontation mit diesem dunklen, inneren Bruder und seine wieder und wieder zu erringende Adoption wird zur Lebensaufgabe. Vielleicht zum Kunstwerk, das kein anderer von innen her kennt. Manchen ist eine permanente, ruhelose Anspannung geblieben, weil alte, abgespaltene Gefühle in Schach gehalten werden. Pausenloses Agieren und Arbeiten haben hier oft ihren Ursprung.

Es gibt auch erlittenes Unrecht, das *weder geheilt noch integriert noch vermenschlicht werden* kann. Überlebende Opfer von Gewalt fühlen sich oft gehandicapt, Menschen zu vertrauen und an Gott zu glauben. Andere finden aus unerklärlichen Gründen in einem ungesicherten, tiefen Gottvertrauen ihren roten Lebensfaden, ihren hauchdünnen Ariadnefaden durch das einsturzgefährdete Lebenslabyrinth. Nur eine Minderheit unter den Opfern wird später zu Tätern. Dies ist erwiesen und widerspricht der gegenteiligen Behauptung, durch die Opfer ein weiteres Mal diskriminiert werden. Täterverstehler auf Kosten der Opfer sind die Regel. Auch in der Kirche. Zugleich arbeiten nicht wenige Menschen im pastoralen Dienst, einst Gewaltopfer, die mit ihrer ganzen Person ihren schwachstarken Glauben öffentlich – und das heißt für die Betroffenen: den Anderen ausgesetzt! – riskieren. Wie einst Paulus.

Zu ihnen gehöre in bescheidenem Maß auch ich. Nur die erste und grundlegende von drei Überlebenserfahrungen will ich andeuten: als Fünfjähriger komme ich ins Krankenhaus. Eine Operation steht an. Weiß nicht, was das ist. Bin Kind. Plötzlich wie in einem Tsunami bin ich hilflos den *Mächten und Gewalten* anderer Menschen ausgesetzt. Weil das Kind nichts begreift und sich darum wehrt, werden ihm von zwei Personen die Kleider vom Leib gerissen. Zum Röntgen zwingt man es mit Gewalt in eine Dunkelkammer zwischen zwei langsam sich aufeinander zubewegende Wände. Bei der Narkose wird ihm nach verlorenem Kampf die Äther-Maske über Nase und Mund gepresst. In der Erfahrung des Kindes ein Kampf mit tödlichem Ausgang. Als ich wieder wach werde, wundere ich mich, dass ich lebe. Nach der Operation bleiben zwei Wochen die Beine so hart gefesselt, dass sich an den Innenseiten der Knie tiefe, offene Löcher mit wildem Fleisch bilden. Erst bei der Entlassung wird dies beim Lösen der Fesseln bemerkt.

Jahre danach, im Alter von etwa acht Jahren, höre ich am Karfreitag die Leidensgeschichte Jesu. Muss pausenlos weinen. Komm nicht dagegen an. „Jesus, was machen die da mit dir?! Wie grausam können Menschen sein! Und du kannst dich nicht wehren!“ Ich habe Not, meinen Gefühlsausbruch, meinen Tränenstrom zu verbergen. Niemand soll es sehen. Es ist zu intim. Eine subversive Leidensgenossenschaft. Ich bin *doch* nicht allen fremd und in der Not von allen verlassen worden! Da ist einer, der kennt das ... So geschieht Jahre nach der Gewalt ein erstes Auftauen des eingefrorenen Leides, der verkapselten Lebenswahrheit. Erst als junger Erwachsener verstehe ich rückblickend die kindliche Christuserfahrung des Karfreitags: Sie ereignete sich aufgrund der Gewalterfahrung im Krankenhaus. Diesen biographischen Hintergrund deute ich an, um die Leserin oder den Leser zu ermutigen, beim Weiterlesen die eigenen Erfahrungen mitzulesen.

Allgemein und zugespitzt ist im Folgenden von Opfern die Rede. Doch kein Opfer

gleich dem anderen. Kein Trauma gleicht dem anderen. Dauerte die Überwältigung Sekunden? Stunden? Tage? Wochen? Jahre? Wiederholte sie sich? Handelt es sich um das einmalige *Schocktrauma* einer Überwältigung? Oder um ein *Entwicklungs-trauma* – heute ein epidemisch auftretendes Phänomen... Es entsteht z.B., weil das Kind von klein auf zu wenig Körperkontakt bekommen hat. Wenn Kinder schreiend allein gelassen werden, empfinden sie Todesangst.² In Biographien werden nicht selten beide Traumata anzutreffen sein und sich verstärken.

Auch Folgen des Traumas sind immer anders gefärbt. Und vor allem: Opfer sind nie nur Opfer. Opfer sind unendlich viel mehr als Opfer. Sie haben eine enorme Überlebensenergie entwickelt. Sie sind Lebenskünstler, Seelenkundige, Verhärtete, Verweichlichte, Unterkühlte, Überhitzte, solche und solche. Also: *Abschied von der Opferrolle*.³ Opfer sind Kinder wie andere Kinder, Frauen wie andere Frauen, Männer wie andere Männer. Oft erinnern sie nicht einmal mehr die Gewalterfahrung. Sie war unerträglich und musste, um überleben zu können, abgespalten und eingefroren werden. Doch je weniger ihnen das Erlebte bewusst ist, desto mehr beeinflusst es sie. Sie wundern sich vielleicht, dass sie oft so angespannt und gestresst sind, dass sie es schwer haben zu vertrauen und dass sie oft im Gefühl der Gefährdung leben. Darum sind Opfer häufig früher als andere des Lebens und Kämpfens müde. Andererseits können sie, wenn sie die traumatische Nahtod-Erfahrung in ihr Leben aufnehmen, enorme innere Widerstandsfähigkeit und unbändige Lebenslust entwickeln, eine elementare Freude am bloßen Dasein, das für sie immer noch eine unglaubliche Überraschung ist. Häufig haben sie beim Überleben notgedrungen gelernt, *mit den Gebeinen zu glauben*.⁴

In jüngster Zeit entpuppte sich selbst die *eine, heilige, katholische Kirche* als Tätersystem. Der Schock sitzt tief. Wird er zum heilsamen Schock? Auffallend oft noch kreist die Kirche ums eigene Image – auf

Kosten der Opfer, die man nicht wahrhaben und ernstnehmen will. Früher geschah dies meist durch Vertuschung nach innen, heute zunehmend durch die Abstoßung der Täter nach außen. Das Aktionsmuster bleibt dasselbe: auf der einen Seite keine vorrangige Option für die Opfer; auf der anderen Seite angstgesteuerte Kontaktvermeidung mit den Tätern, für die jeder Bischof mit seinem Presbyterium menschlich und geistlich eine Mitverantwortung trägt. Das alte wie das neue Muster des Umgehens mit Opfern und Tätern konserviert dieselbe Geisteshaltung.

Selbst Papst Benedikt XVI. meinte: *Leider gibt es Situationen, die nie genug beklagt werden können, in denen es die Kirche selber ist, die leidet, und zwar wegen der Untreue einiger ihrer Diener. Was in solchen Fällen der Kirche am hilfreichsten sein kann, ist weniger die eigensinnige Aufdeckung der Schwächen ihrer Diener ...*⁵ Wie mögen diese Worte in Opferohren klingen? *Es ist die Kirche selber(!), die leidet ... wegen der Untreue, der Schwäche (nicht Verbrechen!) einiger(!) ihrer Diener... angesichts eigensinniger(!) Aufdeckung dieser Schwächen ...* Keiner ist vermutlich ganz frei von solcher Verharmlosung der Verbrechen und der Diskriminierung der Betroffenen. Offensichtlich braucht es dringend aufmerksame, entschlossene Widerständigkeit und die Entlarvung selbstgefälliger, sakralisierter Dominanz in Amt und Würden. Es braucht eine neue Kultur opfersensibler, opferfreundlicher, opferverbundener Menschen. Darum dieses Thema. Darum dieser Schreibversuch.

Leere Mandel, königsblau

Die Erfahrung des ausgelieferten, schutzlosen Selbst brennt sich Gewaltüberlebenden ein in den Kern ihrer Identität. Kernerfahrung jeder Traumatisierung ist extreme Ohnmacht und Einsamkeit.⁶ Ja noch erschreckender: Es ist die Erfahrung, nicht nur der Welt und den anderen Menschen, sondern *sich selbst abhandengekommen*

zu sein. Das Gewaltopfer findet sich nach erfahrener Gewalt seiner selbst entleert, vernichtet vor, hineingeschleudert in eine abgründige Leere. Religionen kennen die Erfahrung des *mysterium tremendum et fascinans*, eines vernichtenden Schreckens und einer Enthüllung, die die Wahrheit des Lebens unfassbar freilegt. In solch paradoxer Selbst- und Gotteserfahrung kann sich ein Überlebender anderen Gewaltopfer verbunden fühlen, ohne zu wissen wie. Vielleicht auch dem jüdischen Dichter und Holocaust-Überlebenden Paul Celan, wenn er schreibt:

*In der Mandel - was steht in der Mandel?
Das Nichts.
Es steht das Nichts in der Mandel.
Da steht es und steht.*

*Im Nichts - wer steht da? Der König.
Da steht der König, der König.
Da steht er und steht.*

*Mandorla*⁷ überschreibt Paul Celan sein Gedicht, dessen Anfang ich zitiere. Im Lebenskern, in der Mandel – das Nichts. *Leben um mich, aber kein Leben in mir. Nichts in mir. Hohl und leer.*¹⁰ Im Trauma werden vertraute Bilder hinauskatapultiert. Bilder, die bis dahin Orientierung und Sicherheit boten. Doch sieh hin! Im Nichts – wer steht da? Das Nichts. Und wieder: Nichts. Ja. Und Nein. Im Nichts... da steht der König. Nach dem Bilderverlust ein Bild, ein einziges, ein unglaubliches Bild! Für – – –? Die Würde? Die eigene auch?

Als Christ kann ich in diesem inneren Königsbild Christus ahnen, das Opfer, der in uns verwundet Überlebende. Anders, aber auch uns ähnlich. Und es heißt: *Er liebt uns*, die Gewaltopfer, denen Johannes seine Apokalypse, seine Enthüllung und Offenbarung zuspricht: *Er hat uns zu Königen gemacht – Waaas?! – und zu Priestern* – ich verstehe: zu unmittelbar Gottverbundenen (Offb 1,5-6). Und plötzlich ist da: unerhörte Freiheit, spät erfahrene Gnade. Ein Aufatmen und frohe Bereitschaft, sich für Ihn einzusetzen. Im Leiden geläuterter,

subversiv-solidarischer Geist, der die überlegenen *Mächte und Gewalten* (auch in der Kirche) unterwandert.

Zähle, was bitter war und dich wachhielt

*Zähle die Mandeln,
zähle, was bitter war und dich wachhielt ...*⁸

Kein süßlicher Christus, kein lieber Gott und keine von den Opfern abstrahierende Theologie! Dies sind allesamt fortgesetzte Schläge ins Gesicht der Betroffenen. Sie stoßen sie zurück in erneutes Verstummen. Wie oft mag die landläufige Verkündigung in ihren Ohren wie blanker Hohn klingen? Die Erfahrung und die Sammlung des Bitteren werden übersprungen. Gottes Gerechtigkeit und Gericht sind kein Thema mehr. So fühlen sie sich ein weiteres Mal übergangen und ausgelöscht. Im Namen Gottes. Der aber steht auf der Opferseite. Ist mit ihnen sogar identifiziert. Unser Richter und Weltenrichter – ein Hingerichteter, ein Gewaltopfer!

Eine sterile, leidvergessene Verkündigung der frommen Phrasen – was ist das anderes als fortgesetzte Gewalt an den leidvoll gottsuchenden Seelen. Da bleibt ihnen nur zweierlei Ausweg: die eigene Leidensgeschichte abspalten und sie damit verfestigen oder solcher Art Verkündigung fernbleiben.

Sammele meine Tränen in einem Krug! (Ps 56,9) Rufst du, die du Schlimmes erlebt hast. Ein Notruf auch an die Nachbarin, den Seelsorger: *Sammele meine Tränen in einem Krug!* Und dem Mitmenschen geht vielleicht endlich der Notruf ans Herz, er erwidert und spinnt, *als niemand dich ansah, jenen heimlichen Faden* ins Dennoch-leben-können:

*Zähle die Mandeln,
zähle, was bitter war und dich wachhielt,
zähl mich dazu:
Ich suchte dein Aug, als du's aufschlugst
und niemand dich ansah,
ich spann jenen heimlichen Faden,*

*an dem der Tau, den du dachtest,
hinunterglitt zu den Krügen,
die ein Spruch, der zu niemandes Herz
fand, behütet.*

Beim seelsorglichen Sammeln der Tränen und bitteren Mandeln geht Er in der leeren, freien Mitte mit. *Sie sprechen miteinander über all das, was sich ereignet hat. Während sie reden und ihre Gedanken austauschen, ist Er in ihrer Mitte, geht mit. Doch sie sehen ihn nicht. Was redet ihr auf eurem Weg für bittere Dinge? hören sie eine Stimme fragen. Da bleiben sie wie gelähmt stehen: Das mit Jesus von Nazaret. Unsere Priester und Führer haben ihn hinrichten lassen ...* (nach Lk 24,14-21).

Wilfred Bion, von manchen ein „psychoanalytischer Mystiker“ genannt, empfiehlt dem Begleitenden eine Haltung, die er *faith in O* nennt. Dieses *O* ist eine Chiffre. Steht sie für Gott? Für Origin, für Omega? Oder als Null für das Nichts, für das Nicht-Etwas in der Begegnung? Darüber schweigt er. Bion ist überzeugt: in den entscheidenden Momenten heilender Begegnung muss alles erlernte Wissen vergessen werden. Die Begleiterin muss leer und frei sein, ohne Begehren (*cupiditas*) und bloß da. Ein Mensch, der das Furchtbare und Bittere mitansieht und mitaushält.

Ein Mensch, der vor dem Furchtbaren, was ich erlitt, nicht wegläuft. Das hilft mir, vor mir selbst, dem damals Überwältigten, nicht wegzulaufen. Das geht langsam. Doch eines Tages kann ich womöglich in der furchtbaren seelischen Verwüstung die fruchtbare Brache begrüßen. Wie ich die Bitterkeit einer fremdländischen Mandel begrüße.

In der so freigehaltenen Leere zwischen zweien kann sich *O* ereignen. *Leere Mandel, königsblau*. So jedenfalls der Ausweg durch die Null-Mitte in Celans *Mandorla*. Jetzt erst – oder wer weiß wann – kommt die Wahrheit ins Licht und mutet sich zu. Die anfängliche Wahrheit, die jetzt, in diesem Augenblick der Seele des Sprechenden und der Seele des Hörenden zumutbar ist.⁹ Und die Begleitende ist wie das ausgespannte Tuch unter dem Drahtseilakt: Blickverbindung und fühlende Präsenz.

*Dort erst tratetest du ganz in den Namen,
der dein ist,
schrittetest du sicheren Fußes zu dir,
stieß das Erlauschte zu dir,
legte das Tote den Arm auch um dich,
und ihr ginget selbdrift durch den Abend.*

Doch auch nachdem ich wieder *eintreten* durfte, *in den Namen, der mein ist*, bleibt benachbart das erlittene Bittere. Es kann jederzeit eintreten, und es kann *das Tote den Arm um dich legen*. Gewaltüberlebende kennen das. Sie sind genötigt, die alte Bitternis wie einen wiederkehrenden, uneingeladenen Besucher zu empfangen. So auch Celan, wenn er sich fragt: *Was bittert herein?*¹⁰ Ja, *mein Herz ist verbittert, mir bohrt der Schmerz in den Nieren ...* (Ps 7) Dabei aber bloß nicht müde ins Negative dahindämmern und verenden. Nein, wach und selbstbewusst mir sagen: Jetzt steh auf und *zähle, was bitter war und dich wachhielt*. Die Zeit ist reif. Sammle das Bittere, nimm es auf, verdaue es und scheide es aus. So nur verbitterst du nicht.

Bis heute ist dies ein Element des jüdischen Pessach-Ritus der Er-Innerung des kollektiven Traumas von Unterdrückung, Exodus und Wüstennot: Bitterkräuter in Essig und Salzwasser einlegen (Num 9, 11). Ohne die Bitterkräuter zu essen, kann das Befreiungsfest nicht gefeiert werden. Und nicht nur einmal im Leben, nein jährlich diese Bitterkräuter und dieses Befreiungsfest! Warum bloß? Überlebende verstehen es aus Erfahrung: das Bittere sitzt tief. In schwierigen Situationen kommt es wieder hoch. Darum der Ritus, die heilende Wiederholung. *Seht zu, dass keine bittere Wurzel wächst und Schaden stiftet und durch sie alle vergiftet werden* (Hebr 12,15).

Es ist Zeit, dass es Zeit wird

Celans Gedicht – *Corona*¹¹ – schließt mit den Versen:

*Wir stehen umschlungen im Fenster, sie
sehen uns zu von der Straße:
es ist Zeit, dass man weiß!*

*Es ist Zeit, dass der Stein sich zu blühen
bequemt,
dass der Unrast ein Herz schlägt.
Es ist Zeit, dass es Zeit wird.*

Überlebende schlimmer Traumata sind immer unter uns, in den pastoralen Diensten, in Gemeinden und Verbänden. Es ist Zeit, dass es Zeit wird, sie anzusehen, sie anzuhören. Von ihnen nur können wir erfahren, ob und wie Glauben nach dem Absturz in die Unterwelt und nach Höllenängsten noch möglich ist. Vielleicht ein Glaube, der mit *einem Königreich* verbindet, *das nicht von dieser Welt ist* (Joh 18,36) – und doch mittendrin. Die alten, endzeitlichen Bilder vom Abstieg ins Totenreich, von Höllenfeuer und Vernichtung könnten sich uns von den Opfererfahrungen her neu erschließen: als Bilder Geretteter – *doch wie durch Feuer hindurch* (1Kor 3,15). Schon für den Menschen im Alten Testament kann die Unterwelt mitten im Leben erfahren werden. So *gehören Angeklagte, die vor Gericht ohne Beistand bleiben, Verfolgte, die hilflos ihren Feinden preisgegeben sind, bereits zur Totenwelt*.¹² Eine überwältigende Not und Ohnmacht kann dort bildhaft *als ein Verweilen in der Unterwelt ausgedrückt* (Ps 88,6), *oder eine Behebung der Not als eine Wiederbelebung und ein Erstehen aus dem Grab* (Ps 71,20) beschrieben werden.¹³

Opfern ist es oft nicht möglich, selbst den Tätern zu vergeben. Was ihnen möglich ist: Gott die Gerechtigkeit zu überlassen.¹⁴ Jesus erfuhr es in seinem Opfertod ähnlich. Inmitten grässlicher Grausamkeit versagte ihm die Kraft zu vergeben. Was er aber tat, kann Gewaltopfern Orientierung und Trost geben, indem sie mit ihm beten: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun (Lk 23,34). Mir fehlt angesichts dieser Gewalt die Kraft zu vergeben. Aber Du, Gott, vergib *Du* ihnen! Ich hoffe, irgendwann finde ich die Freiheit und die Kraft, Dir darin folgen zu können. Denn ich vertraue darauf: *Dein Gericht ist ein Licht für die Welt* (Jes 26,9).“ Mit allen Gewaltopfern bleibt mir die Hoffnung: dass im Licht des göttlichen Gerichts eines Ta-

ges die Wahrheit endlich gesehen und die noch ausstehende Gerechtigkeit erfahren werden kann!

Ja, *es ist Zeit, dass es Zeit wird*, die Mitte der Kirche und der Pastoral endlich wieder freizuräumen von eigenem theologischem, pastoralem, geistlichem Bescheid-Wissen über das Geheimnis des Lebens und Glaubens. Genaues Hinhören und Hinschauen könnten uns neu dem Fremden und Versperrten im Anderen öffnen – seiner verschütteten Opfererfahrung. Wenn die Mitte wieder frei ist, können wir einander verbunden sein durch die königliche Mitte, den königlichen Mittler in der Null-Mitte.

Traumatische und spirituelle Erfahrung

*Traumatische Erfahrungen sind oft schädigende Beziehungserfahrungen, in denen das eigene Subjektsein nicht anerkannt wurde, was dazu geführt hat, dass auch die Subjektivität des anderen Menschen nicht wirklich anerkannt werden konnte. Das führt zu einer großen Ambivalenz, dem Wunsch nach Beziehung und der gleichzeitigen Angst davor. Todesangst und Lebensangst gehen Hand in Hand.*¹⁵

Wer vor und nach dem Trauma das unverdiente Glück einer ihn haltenden und liebenden Umgebung erfuhr, mag die Folgeleiden des Traumas (Desorientierung, Vernichtungssängste, Lebensmüdigkeit, Menschenscheu u.v.a.m.) allmählich überleben. Im echten Sinn des Wortes: über-leben, mit neuen Lebenserfahrungen überwachsen wie ein Baum, der den ihm eingeschlagenen Stacheldraht ganz allmählich mit neuer Rinde überlebt. Der Stacheldraht bleibt drinnen, im Überleben. Die Lebensrinde mag sich am Wundmal sogar noch vitaler und kräftiger als anderswo entwickeln, auch wenn Wundgewebe immer ein Ersatzgewebe ist, schwächer als das ursprüngliche.

Vorsichtig wagt sich Überlebenden eine Frage ins Wort: Kann eine traumatische Erfahrung – ohne aufzuhören zu sein, was sie war, nämlich furchtbar – eine spirituelle Er-

fahrung initiieren? Im Sinne Hölderlins *Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch?*¹⁶ Hier scheint die Möglichkeit eines Glaubens auf, der *an traumatischen Erfahrungen gereift ist, eine Freiheit von Illusionen der Unverwundbarkeit, eine Relativierung des kleinen Ich angesichts von Grenzerfahrungen und auf der Grenze ein Quantensprung zu dem, was mich übersteigt.*¹⁷

Wenn eine Wunde in einem wunderbaren Prozess heilt, bleibt doch eine Narbe. Bei seelischen Narben kann eine schöpferische Anpassungsarbeit aus einem bislang unbekanntem Energiepotential initiiert werden. Ungeahnte Selbstheilungskräfte werden geweckt. Es werden Kräfte wach, *die möglicherweise zu posttraumatischem Wachstum, größerer Bewusstheit, sozialem Engagement und der Rückbindung (religio) an den Seinsgrund führen können.*¹⁸ Das Trauma kann Anlass für eine Entgrenzung im positiven Sinne der transzendentalen Öffnung werden, für eine Leere im Sinne der Befreiung von Anhaftung, bei der die Verstrickung an das Materielle an Bedeutung verliert, während das Immaterielle als das übermächtige Numinose Entwicklungen anstößt, die vorher nicht denkbar gewesen wären. Das Trauma kann als 'Sinnzerstörer' verstanden werden, aber Traumata können auch zu einem Katalysator für eine neue Lebensperspektive werden. *Traumatische Erfahrungen sind Grenzerfahrungen, die die Macht haben, uns zu zerstören, die aber auch vermögen, eine radikale Bewusstseins transformation hervorzurufen, eine Begegnung mit dem, was jenseits der Grenze liegt.*¹⁹ Soweit das Zeugnis der Psychologin Ursula Wirtz, die in vielen Krieg- und Krisengebieten mit schwertraumatisierten Überlebenden arbeitete.

Es bleibt angesichts der so sehr divergierenden Überlebensgeschichten das Mysterium eines überwältigenden Schreckens wie das Mysterium eines überwältigenden Staunens. Das fassungslose Staunen darüber, wie Menschen nach totalem Zusammenbruch wieder aufblühen können. Dass die Erfahrung, dass scheinbar tragfähige, lebenswichtige Beziehungen in einem Nu

wegbrachen, nicht das Ende sein muss. So kann durch Misstrauen und Idealisierungen hindurch über Jahre und Jahrzehnte eine sehr tiefe, durch Leiderfahrung gereifte Beziehungsfähigkeit wachsen.

Andererseits bleibt das Erschrecken über Lebensgeschichten wie die Paul Celans, die von vielen Traumatisierungen geprägt war: *Ghetto, Deportation, die Ermordung der Eltern, die Überlebensschuld, sie alleingelassen zu haben, das Grauen im rumänischen Arbeitslager, die antisemitischen Anfeindungen in Paris, der Tod seines Sohnes unmittelbar nach dessen Geburt und die alles überschattenden ungerechtfertigten Plagiatsvorwürfe.*²⁰ Nach jahrzehntelangem Ringen ums Überleben im Wort, das ans Schweigen kratzt, war ihm, 1970 endgültig, ein Überleben des Überlebten nicht mehr möglich.

Trotz der Erfahrung, mehrfach mit dem Leben davongekommen zu sein, gibt es offensichtlich ein untragbares Zuviel an Gewalt Erfahrungen. Dass Gott einem Menschen nie mehr auflädt, als er zu tragen vermag, wird hier zur gemeinen Platitüde. Wenn nach spiritueller Erfahrung und Prägung im Leben von Gewaltüberlebenden gefragt wird, muss dies immer im Blick bleiben.

Da steht im Zentrum christlichen Glaubens die traumatische Erfahrung Gottes als eines Gewaltopfers. Wir bekennen es und glauben es zu kennen, sind daran gewöhnt wie ans Kreuzzeichenschlagen über unsern Leib. Bemerken wir noch den absoluten Skandal, den Einsturz unserer Gotteskonstruktionen? Können wir uns nach dem Verlust all der erlernten geistlichen und theologischen Plausibilitäten überhaupt noch im Leben zurechtfinden? Allein von uns selbst ausgehend eine totale Überforderung. Darüber kann auch nicht die Rede vom gelingenden Leben und von individueller Ganzheitlichkeit hinwegtäuschen.

In der Schule der Überlebenden

Es geht hier um christliche Glaubensverortung: genau hinhorchen auf die ver-

schämt leisen oder unverschämt lauten Stimmen der Opfer. In ihnen wimmert und schreit Gott nach uns. Die Opfer gehören zu uns, und wir gehören an ihre Seite. Das wäre eine Erfahrung von Heil für die Opfer. Umgekehrt könnten wir Welt und Kirche aus ihrer Perspektive sehen lernen. Und dass die Bibel ein *Dokument der Gewaltanschauung*²¹ ist – wider das Verschweigen von Gewalt und deren Opfer! Wir könnten von ihnen und mit ihnen lernen, das Wort Gottes aus ihrer Perspektive, die auch die vorrangige Perspektive Gottes ist, besser zu verstehen. Selbst die Aggressivität mancher Psalmen könnte uns als die ohnmächtige, lange verstummte Wut von Gewaltopfern verstehbarer werden.²² Vieles könnten die Opfer uns lehren. Wir bräuchten dazu vor allem ein Mindestmaß an *Schweigekompetenz*²³ und Hörkompetenz²⁴. *Es wäre in der Kirche vermutlich viel gewonnen, wenn nicht die, die ohnehin über die Machtmittel der Kommunikation verfügen, für sich auch noch die prophetische Autorität reklamierten, sondern lernten, auf die Machtlosen und ihr prophetisches Zeugnis zu hören.*²⁵ Ohne die Opfer sind wir nicht die Kirche Jesu Christi, der ein Gewaltopfer von Menschenmacht war. Dieses Opfer verschweigen die Christen nicht. Es ist ihre Glaubensmitte.

Und schließlich könnte im Nichts des Traumas Christus uns sich neu offenbaren und uns, seine Kirche, wieder vom Kopf auf die Füße stellen – *Er, der hinabgestiegen ist in das Reich des Todes und aufgefahren ist in den Himmel, um von dorthier wiederzukommen, zu richten die Lebenden und die Toten.*

Anmerkungen:

- 1 Ursula Wirtz, *Stirb und werde*, Die Wandlungskraft traumatischer Erfahrungen. Ostfildern 2018, 41.
- 2 Dami Charf, *Auch alte Wunden können heilen. Wie Verletzungen aus der Kindheit unser Leben bestimmen und wie wir uns davon lösen können.* München 2018, 25f.
- 3 Verena Kast, *Abschied von der Opferrolle.* Freiburg 152003.

- 4 Bei einem Symposium des Gesprächskreises „Juden und Christen“ zum Thema „Judentum und Christentum nach Franz Rosenzweig“ sagte Klaus Hemmerle, sich mit einem Kernanliegen Rosenzweigs identifizierend: „Ich kann nur mit dem Blut erkennen, wo es um das Letzte geht; ich vermag nur mit den Gebeinen zu glauben, wo es um das Letzte geht. (G. Fuchs, H.H. Hendrix [Hrsg.], Zeitgewinn. Messianisches Denken nach Franz Rosenzweig. Frankfurt 1987, 169).
- 5 Benedikt XVI., Schreiben zum Beginn des Priesterjahres anlässlich des 150. Jahrestages des „dies natalis“ von Johannes Maria Vianney. http://w2.vatican.va/content/benedict-xvi/de/letters/2009/documents/hf_ben-xvi_let_20090616_anno-sacerdotale.html
- 6 Erika Kerstner/Barbara Hasbeck/Annette Buschmann, Damit der Boden wieder trägt – Seelsorge nach sexuellem Missbrauch. Ostfildern 2016, 203.
- 7 Paul Celan, Die Gedichte, Kommentierte Gesamtausgabe. Frankfurt 2005, 142.
- 8 Paul Celan 53.
- 9 Ingeborg Bachmann, Werke Bd. 4. München 1982, 275.
- 10 Paul Celan 367.
- 11 Ebd.39.
- 12 Hans Walter Wolff, Anthropologie des Alten Testaments. München 1973, 168.
- 13 Othmar Schilling, Geist und Materie in biblischer Sicht, Stuttgarter Bibelstudien Bd. 25. Stuttgart 1967, 36.
- 14 Erika Kerstner/Barbara Hasbeck/Annette Buschmann, ebd. 181.
- 15 Ursula Wirtz 195.
- 16 Friedrich Hölderlin, Patmos. In: Sämtliche Gedichte. Frankfurt a.M. 1999, 350.
- 17 Ursula Wirtz 124.
- 18 Ebd. 16.
- 19 Ebd. 25f.
- 20 Ebd.109.
- 21 Erika Kästner u.a. 177.
- 22 Ebd. 35–40.
- 23 Ebd. 174.
- 24 Christoph Theobald, Hören, wer ich sein kann – Einnübungen, Hrsg. von Reinhard Feiter/Hadwig Müller. Ostfildern 2018.
- 25 Ulrike Bechmann/Joachim Kügler, Biblische Prophetie. Exegetische Perspektiven auf ein heikles Phänomen, in: Rainer Bucher/Rainer Krockauer (Hrsg.), Prophetie in einer etablierten Kirche? Aktuelle Reflexionen über ein Prinzip kirchlicher Identität. Münster 2004, 23. Vier Lebensbeispiele für die prophetische Kraft der Opfer porträtiert der Film von Hans Haldimann „Weiterleben“ (auch als DVD).

Christoph Stender

Ökumene – wer bist du?

Christliches Miteinander bei Kirchen- und Katholikentagen¹

„Es wird eine ständige spirituelle Aufgabe in der Kirche sein, zwischen dem, was in der Kirche göttlich und unaufgebbar, und dem, was an ihr menschlich ist, was sie hinter sich lassen oder erneuern kann, zu unterscheiden und sich darin entsprechend den Idealen früherer Zeiten zu reformieren oder auf Erfordernisse neuer Zeiten zu antworten. Dabei bleibt der in der Zeit Mensch gewordene Gottessohn Jesus Christus das einzige Kriterium.“²

George Augustin

1. „Weiter ist der Mensch, seit ein Gespräch er ist“

Uns bleibt im fruchtbaren ökumenischen Dialog und mit ihm im ökumenischen Fortschritt nichts anderes übrig, als immer wiederkehrend neue Vorworte zu formulieren, die Hinweise auf das sind, was nach ihnen in einer Publikation beschrieben und behandelt wird. Ein so „neu geschriebenes“ Buch oder ein so „neu geschriebener“ Artikel wäre dann die Quelle für das nächste Vorwort einer darauffolgenden und weiterführenden Publikation. So folgt aus Vorwort und Bearbeitung das nächste Vorwort, das wieder „nur“ hinführen wird zu der ihm folgenden Befassung.

Was im Anschluss an ein „Vorwort im Rahmen der Ökumene“ dann entsteht, das Programm, der Artikel, die Rede oder die Beschreibung – diese Formate speisen sich aus dem Gelingen der Grundoption eines jeden ökumenischen Miteinanders, inso-

fern sie dynamisch sind und nicht stagnieren. Diese Grundoption jedes Miteinanders in und mit der Ökumene lautet, ich betone es noch einmal: „Weiter ist der Mensch, seit ein Gespräch er ist.“

Weil die Menschen, die für die Ökumene stehen, egal in welchem Land, an welcher Universität, in welcher Gemeinde oder Kirche sie auch immer sind, sich von der Sache her ein „Weiter“ ersehnen und erhoffen, und versuchen entsprechend zu handeln, kann ein Weiter, ein Vertiefen, ein Erneuern, ein Klären, und so ein weiter Gemeinsam entstehen. Da, wo auf diesem Weg in Wort und Tat etwas weiter entsteht, gibt es auch immer wieder etwas zu publizieren, mitzuteilen, zu verbreiten. Da wo publiziert wird, da entstehen auch die entsprechenden Vorworte, neue Vorworte. Das so verstandene immer „neue Vorwort“ ist ein wesentlicher Charakterzug einer dynamischen Ökumene, deren Wurzeln und Blüten nur aus dem Heiligen Geist heraus existieren können!

2. Gemeinsames Wachstum in der Vergangenheit

Dieses „Weiter“ des „ein Gespräch zu sein“, lässt sich schon herauslesen aus den ersten gegenseitigen noch sehr zaghaften Annäherungen der beiden Kirchen jenseits ihrer kirchenamtlichen Strukturen. Von katholischer Seite aus ist dies (soweit dokumentiert) bereits auf dem 64. Katholikentag (KT) 1925 in Stuttgart zum Ausdruck gekommen: „Der Katholikentag gelobt, für die Wiedervereinigung der Christen und den ‚Völkerfrieden‘ zu beten.“³

Zum 70. KT in Nürnberg 1931 findet sich „Ökumene“ unter dem Stichwort „christliche Konfessionen“. Von dort wird berichtet: „Die Beratungen der Tage hatten so viel Zeit in Anspruch genommen, dass zur Frage ‚Zusammenarbeit der christlichen Konfessionen‘ nur ein kurzes Referat von Prälat Wienken, Berlin, gehalten werden konnte (...).“⁴ Weiter wird ausgeführt: Die Zusammenarbeit unter den Konfessionen

sei schon besonders erreicht bei der Wohlfahrtspflege, bei Erziehungsfragen, „in der Bekämpfung von Schund und Schmutz, im Filmwesen, (und) weiter in Prozessen wegen Gotteslästerung.“⁵

In seiner Rede zum 71. KT in Essen 1932 betont Oberstudiendirektor Dr. Fischer bei der Eröffnungsversammlung:

„Zur Gesundung Deutschlands ist ein einträchtiges Zusammenwirken der christlichen Konfessionen dringend notwendig. Unser Tagungsthema ‚Christus in der Großstadt‘ schließt die Forderung nach Einigkeit aller in Christo Getauften als einen Hauptprogramm-punkt in sich ein.“⁶

Auf dem 76. KT in Fulda 1954 begrüßt der Vizepräsidenten des Deutschen evangelischen Kirchentag (DEKT) beim Festakt die Teilnehmer und Teilnehmerinnen. Im Programm ist des Weiteren eine Arbeitsgemeinschaft ausgewiesen unter dem Titel: „Christliches Zeugnis in der Kirche des orientalischen Ritus“.

Auf den Katholikentagen 1956 in Köln und 1958 in Berlin hält der Delegierte des DEKT bei der Eröffnung eine Ansprache, bzw. der Vertreter der ev. Kirche ein Grußwort bei der Eröffnungskundgebung.

3. Das II. Vatikanische Konzil

Einen großen Schritt auf die Ökumene hin macht die katholische Kirche mit dem Beginn des II. Vaticanum (1962-65). Es macht das Verhältnis zu den anderen christlichen Kirchen von Anfang an zum Thema, und setzt damit auch Maßstäbe für die folgende Zusammenarbeit der Kirchen in Deutschland.

Der KT 1966 in Bamberg setzt sich dann mit den Auswirkungen des Konzils auseinander und den Folgen für die Laien, mit Blick auf deren Verantwortung nicht nur für die Gesellschaft, sondern auch für die Kirche.

In der Folge ist es für die nachfolgenden Laienversammlungen kein wirkliches Problem mehr, prominente Referenten und Diskussionsteilnehmer der jeweils anderen

Konfession einzuladen. Man geht über den persönlichen Austausch von Grußworten offizieller Repräsentanten von DEKT auf Katholikentagen und des ZdK auf Kirchentagen hinaus, und tritt in den unmittelbaren Dialog vor und mit den teilnehmenden Laien ein. Ab dann finden regelmäßig Ökumenische Gottesdienste und inhaltliche Einheiten statt.

Beim 11. Deutschen Evangelischen Kirchentag 1963 in Dortmund referierte als erster katholischer Redner auf einem Evangelischen Kirchentag der damalige geistliche Direktor des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Prälat Bernhard Hanssler.

Beim 81. Deutschen Katholikentag 1966 in Bamberg sprach erstmals ein evangelischer Bischof auf einem Katholikentag. Bischof Dr. Hermann Kunst behandelte das Thema „Der Katholizismus nach dem Konzil“ in evangelischer Sicht.

Beim 82. Deutschen Katholikentag 1968 in Essen wirkten (auch in der Planung) zwei Mitglieder des Kirchentagspräsidiums mit, Klaus von Bismarck und Präses Prof. Dr. Joachim Beckmann.

Von 1968 an bzw. in den 80er Jahren wurden die ökumenischen Veranstaltungen im Programm der Katholikentage vielfältiger und zunehmend selbstverständlicher Bestandteil des Programms.

Aus heutiger Sicht sind die meisten dieser Schritte nur kleine Schritte, aber sie lassen auch heute noch spüren, welche Sehnsucht sich in ihnen durchsetzte.

4. Charta Ökumenica

Beide Institutionen, die Konferenz Europäischer Kirchen und der Rat der Europäischen Bischofskonferenzen, formulierten zurückschauend auf die beiden europäischen ökumenischen Versammlungen von Basel 1989 und Graz 1997, und vorausschauend in der „Einführung“ zu der Charta Ökumenica: „Wir danken unserem Dreieinigem Gott, dass er durch seinen Heiligen Geist unsere Schritte zu einer immer intensiveren Gemeinschaft führt.“⁹ Diesem

Dank vorangestellt wird in dem Dokument aus dem Jahr 2001 das gemeinsame Bekenntnis: „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geist“. Über das Dokument der Charta selbst hinaus verweist im Text des „Vorwortes“ der Hinweis auf das Gebet Jesu, dem die Autorinnen und Autoren der Charta in Treue sich verbunden wissen: „Alle sollen eins sein. Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir, sollen auch sie eins sein, damit die Welt glaube, dass du mich gesandt hast“ (Joh 17, 21). In der nächsten Zeile wird die Grundlage festgestellt, die folgend im Dokument in 26 Selbstverpflichtungen ins Wort gebracht wird: „Wir dürfen jedoch bei dem jetzigen Zustand nicht stehenbleiben.“¹⁰

Nachdem unterstrichen wird, das sich „vielfältige Formen der ökumenischen Zusammenarbeit bereits bewährt haben“¹¹, wird mit Blick auf die Glaubwürdigkeit der einzelnen Verkündigerinnen und Verkündiger der christlichen Botschaft unterstrichen: „Im Bewusstsein unserer Schuld und zur Umkehr bereit müssen wir uns bemühen, die unter uns noch bestehenden Spaltungen zu überwinden, damit wir gemeinsam die Botschaft des Evangeliums unter den Völkern glaubwürdig verkündigen.“¹²

Die Glaubwürdigkeit der Kirchen, bezogen auf die (gemeinsame) Verkündigung Christi, kann nicht einfach im „alten Kleid“ zurückgewonnen, sondern höchstens neu gewonnen werden in den jeweiligen aktuellen Kontexten. Das kann nur geschehen, wenn die Kirchen nachvollziehbar ihre Identitäten aufeinander hin entfalten.

5. Berlin 2003

Zwei Jahre nach der Carta Ökumenica, 2003 formulieren die evangelische Präsidentin des (ersten) ÖKT¹³, Dr. Elisabeth Raiser und der katholische Präsident Prof. Dr. Hans Joachim Meyer in ihrem gemeinsamen Willkommensgruß (Vorwort) am Beginn des Programmbuch¹⁴ zum ÖKT in Berlin unter dem Leitgedanken „Ihr sollt ein Segen sein“: „Dieser ÖKT bietet eine

herausragende Chance, einander kennen zu lernen, in der Begegnung mit dem anderen das Eigene neu zu entdecken, voneinander zu lernen – und auch Gegensätze und Unterschiede beim Namen zu nennen, um miteinander an ihrer Überwindung zu arbeiten und Schritte auf dem Weg der Einheit der Christen zu tun.“¹⁵

Dies ergänzend führen der Bischof der Ev. Kirche in Berlin – Brandenburg, Prof. Dr. Wolfgang Huber, und der Bischof von Berlin, Georg Kardinal Sterzinsky, in ihrem Willkommensgruß aus: „Wir erkennen deutlich: Der Wunsch unter Christen nach Gemeinschaft und Einheit ist mit dem, was bis heute möglich ist, bei weitem nicht gestillt. Auch wenn die Christenheit viel mehr verbindet, als sie trennt, sind der vollen Gemeinschaft immer noch Hindernisse in den Weg gestellt, die nur mit Geduld und Beharrlichkeit zu überwinden sind.“¹⁶

Um diese Schritte zu ermöglichen weist das Willkommenswort am Beginn des Programms schon auf den Rahmen hin, der ein solches „neue Schritte tun“ flankiert und stellt fest: Fast sieben Jahre Vorbereitung, auf 720 Seiten Programmheft etwa 3000 Programmelemente, ca. 40 000 Menschen wirken an der inhaltlichen Gestaltung mit, so in Gottesdiensten, der Bibelarbeit, bei geistlichen, thematischen und kulturellen Angeboten, und knapp 20 000 weitere Personen bewältigen ehrenamtlich organisatorische Aufgaben.

6. München 2010

Die Kategorie der Schritte dieses 1. ÖKT greift der 2. ÖKT in München fortschreibend und weitergestaltend auf unter dem Leitgedanken „Damit ihr Hoffnung habt“.

Alois Glück, katholischer Präsident, und Prof. Dr. Eckhard Nagel, evangelischer Präsident, schreiben in ihrem Willkommensgruß: „Obwohl in der Ökumene Unterschiede weiterhin bestehen und manche Hürden auf dem Weg zur Einheit noch nicht überwunden sind, wissen Christinnen

und Christen in allen Konfessionen: Uns verbindet viel mehr, als uns trennt. Deshalb lassen wir uns nicht entmutigen.“¹⁷

Dieses „sich nicht entmutigen lassen“ greifen in ihrem Willkommengruß der Landesbischof Dr. Johannes Friedrich, Evangelische – Lutherische Kirche in Bayern, und Erzbischof Dr. Reinhard Marx, Erzbistum München und Freising, auf: „Wir sind überzeugt, dass die Begegnungen der kommenden fünf Tage die Gemeinschaft zwischen uns Christinnen und Christen vertiefen und stärken wird: Der 2. Ökumenische Kirchentag wird Impulse für die Ökumene in Bayern, in Deutschland, ja weit darüber hinaus setzen und kann uns beflügeln. Gemeinsam wollen wir weitergehen auf dem Weg zur Einheit der Kirchen. Gemeinsam wollen wir Zeugen sein in der Gesellschaft und für die Gesellschaft.“¹⁸

Manches Mal kann der Eindruck gewonnen werden, dass im Kern die Vorworte austauschbar sind, und angenommen werden kann, das Vorworte zum 3.ÖKT in Frankfurt ähnlich klingen.

7. Das Vorwort beider Ökumenischer Kirchentage

Aus der „Feder“ der vier Präsidentinnen und Präsidenten des „ersten“ und zweiten ÖKT – im Wortlaut fast gleich-, wird die offene Frage nach Abendmahl und Eucharistie aufgegriffen und eingeordnet. Hier die Formulierung vom ersten ÖKT. „Zusammen mit dem Gemeinsamen Vorstand des Ökumenischen Kirchentages bitten wir darum, die in den Kirchen gültigen Regeln zu achten und in Bezug auf Eucharistie und Abendmahl in ökumenischer Sensibilität miteinander umzugehen.“¹⁹

Es ist auch in dieser Causa zu vermuten, dass es eine ähnliche Formulierung im „Vorwort“ zum 3. ÖKT geben wird.

8. Im Miteinander entfaltet sich ein Segen

Diese kirchlichen Großereignisse – egal, ob Deutscher Katholikentag, Deutscher

Evangelischer Kirchentag oder Ökumenischer Kirchentag –, sind zu jeder Zeit ein „Geschenk des Himmels“ für die Ökumene gewesen. Denn nur diese Ereignisse bilden in kompakter und repräsentativer Form die seltenen „Bewährungsorte“ für ein Zusammenspiel, in dem die verschiedenen auch alltags wirkenden Akteure der Ökumene einander begegnen und sich miteinander austauschen können: Repräsentant/innen des Amtes, Vertreter/innen der Wissenschaft und Christen und Christinnen, die als getaufte Glieder ihrer Kirche ihre christliche Sendung leben.

9. Ökumene auf dem Katholikentag in Münster

Es liegt in der inneren Logik der Ökumene, dass das Miteinander der Ökumenischen Kirchentage in zunehmenden Maß sich fortschreibt in den auf sie folgenden Kirchen- und Katholikentagen. Hier zwei Projekte aus dem Programm des Katholikentag in Münster, 2018.

Ein Projekt, das Geschichte schrieb: Täuferbewegung

Projekthinweis:

Freitag, 13.00-13.30 Uhr Ökumenisches Versöhnungsgebet: Umkehr und Versöhnung unter den Täuferkäfigen. Heilung der Erinnerungen angesichts eines historischen Traumas.

Erläuterung:

Neben dem Friedensschluss des Dreißigjährigen Krieges 1648 verbinden Menschen mit Blick auf die drei Täuferkäfige, die noch heute am Turm der Lambertikirche hängen, wohl vor allem die Täuferherrschaft 1534-1535 mit der Geschichte Münsters. Fortan wurden die Nachfahren der Täuferbewegung vielfach unterschiedslos mit den blutigen Auseinandersetzungen in Münster identifiziert und damit in ihren Grundanliegen verkannt und verketzert. Erstmals stell-

ten sich im Rahmen des Katholikentages am historischen Ort in Münster Vertreter/innen der täuferischen Freikirche der Mennoniten (aus den USA, den Niederlanden und aus Deutschland) und der römisch-katholischen sowie der evangelischen Kirche zu einem Buß- und Versöhnungsgottesdienst. Es ging um das wechselseitige Eingeständnis von Schuld, um die Reinigung der schmerzlichen Erinnerung und um die Bitte an Gott um Versöhnung mit ihm und untereinander. Es ging um das zukünftig gemeinsame christliche Zeugnis der Versöhnung und des Friedens in dieser Welt.

Ein Projekt, partizipativ, offener ökumenischer Dialog

Projekthinweis:

Samstag, 14.00-18.00 Uhr: Barcamp – Was ökumenisch dran ist. Ein Barcamp für mehr Leichtigkeit in der Ökumene.

Erläuterung:

Ein Barcamp ist ein offenes Format für Workshops oder Tagungen, bei der die Teilnehmenden selbst die Inhalte und den Ablauf bestimmen, sei es als Sessionsgeber/in oder als – mehr oder weniger aktive/r – Teilnehmer/in. In einer einleitenden Phase sammelt ein/e professionelle/r Moderator/in im Plenum, welche Themen, Fragen, Impulse, Gesprächswünsche es gibt und wie sich das Interesse der Anwesenden verteilt. Entsprechend werden die Themen dann auf den Stundenplan und auf die Klassenräume (ggf. auch Sitzecken im Café o.ä.) verteilt. Ein Barcamp ermöglicht so einen unkomplizierten, flexiblen Austausch auf Augenhöhe, bei dem einige Themen im Vorhinein mit eingeladenen Expert/innen als Sessionsgeber/innen gesetzt werden können und gleichzeitig viel Raum da ist, um die Fragen und die Expertise der Teilnehmer/innen ernst zu nehmen. Das Sowohl-als-auch von vorgegebenen Themen und Themen, die spontan von den Teilnehmer/innen eingebracht werden, sind eine große Bereicherung: was für die Anwesenden „dran“ ist, ist auch „dran“ im Programm: z.B. Was

wir alles ökumenisch vor Ort gemeinsam statt getrennt tun können (Gemeindebrief, Sozialbüro etc.).

10. In Planung: Der 3. Ökumenische Kirchentag in Frankfurt 2021

Dem Denken, dem Strukturieren, dem Planen, dem Praktizieren und dem abschließenden Reflektieren, bezogen auf den 3. Ökumenischen Kirchentag 2021 in Frankfurt, geht ein Vor-Wort voraus, das auch ein vorausweisendes Wort sein will, auch ein Basistext, der von den entsprechenden Gremien im Deutschen Evangelischen Kirchentag (DEKT) und im Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) verfasst wurde.

Ursprünglich wollten die Vertreterinnen und Vertreter in diesen Gremien zurückgreifen auf das Grundlagenpapier, das für den 2. ÖKT formuliert wurde, und dass seinerseits wiederum vom Grundlagenpapier des 1. ÖKT inspiriert war. Schnell aber wurde klar, so einfach auf etwas zurückgreifen zu wollen geht nicht, passt auch nicht, weil die Ökumene bis hier ja schon acht weitere Jahre älter geworden ist. Hier zeigt sich praxisnah, was zu Beginn dieses Vortrages zum Vorwort gesagt worden ist: dass auf alte Vorworte nicht einfach zurückgegriffen werden kann. Neue müssen geschrieben werden, die das Fortschreiten berücksichtigen, was dann auch geschehen ist.

Gemeinsame Hoffnung

Im II. Kapitel des teils neu formulierten zweiseitigen Textes (Vorwort zur Planung des 3. ÖKT) mit dem Obertitel „Grundlagen, Aufgaben und Ziele des 3. Ökumenischen Kirchentages in Frankfurt“²⁰ wird unter der Überschrift „Neue Schritte auf dem Weg zur Einheit gehen“ ausgeführt:

„Es gibt eine Vielfalt an ökumenischen Initiativen und Aktivitäten in unserem Land und weltweit. Der 3. Ökumenische Kirchen-

tag bietet die Chance, auf dem Weg zur sichtbaren Einheit aller Christinnen und Christen weitere entscheidende Schritte aufeinander zuzugehen. Dazu gehört, dass wir uns darüber verständigen, was wir meinen, wenn wir von der Einheit der Kirchen reden. Wir wollen das Gemeinsame betonen, aber das weiterhin Trennende auch nicht verschweigen.

Beim 3. Ökumenischen Kirchentag in Frankfurt am Main werden wir gemeinsam leben und feiern, was an gemeinsamen Gottesdiensten, liturgischen Feiern und geistlichen Erfahrungen möglich ist. Wir wollen darüber hinaus neue Formen so entwickeln, diskutieren und praktizieren, dass sie über den Kirchentag hinaus Wirkung entfalten.

Wir sehnen uns danach, gemeinsam Abendmahl/Eucharistie feiern zu können. Deshalb werden wir mit ganzer Kraft bei der Vorbereitung, während der Tage in Frankfurt am Main und *nach* dem Ökumenischen Kirchentag, in gestärkter Verbundenheit um die Möglichkeit eines gemeinsamen Abendmahls ringen.

Ökumenische Fortschritte sind möglich und dringend nötig. Wir müssen nicht begründen, was wir gemeinsam, sondern was wir noch getrennt tun. Der 3. Ökumenische Kirchentag soll Mut zeigen und will Mut machen.“²¹

11. Selbstverpflichtung

Das Instrument der Selbstverpflichtung in der Ökumene hat in den vergangenen Jahren zugenommen, wesentlich auch durch die „Charta oecumenica“ und die in ihr formulierten Einzelverpflichtungen, die wiederum konkret auf die lokalen Situationen und Bedürfnisse runtergebrochen wurden.

Das Thema Selbstverpflichtung in der Ökumene wurde besonders akzentuiert durch den ökumenischen Buß- und Versöhnungsgottesdienst am 11. März 2017 in Hildesheim. Hier bekräftigten der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz und der Vorsitzende des Rates der EKD nochmals die Selbstverpflichtungen der Charta.

Mediale Öffentlichkeit und einprägsame (Fernsehbilder) Bilder sind wertvoll, aber sie sind kein Indikator für gelingende Schritte der Ökumene von innen her.

Der 3. ÖKT muss deshalb die Selbstverpflichtungen betreffend Rechenschaft geben über das bisher Erreichte und auch über das nicht Erreichte.

Der 3. ÖKT ist aber auch herausgefordert „weiter-zu-gehen“, um dem Fortschreiten der Ökumene Identität und Gesicht zu geben! In diesem Sinne, und nur in diesem Sinne, kann und muss der 3. ÖKT eine „Steigerung“ sein im Vergleich zum 2. ÖKT von München.

Für mich stehen da ganz vorne in der Liste der Selbstverpflichtungen:

Unter Punkt 5. „Miteinander beten“

Wir verpflichten uns,

- füreinander und für die christliche Einheit zu beten;
- die Gottesdienste und die weiteren Formen des geistlichen Lebens anderer Kirchen kennen und schätzen zu lernen;
- dem Ziel der eucharistischen Gemeinschaft entgegenzugehen.

Unter Punkt 6 „Dialoge fortsetzen“

Wir verpflichten uns,

- den Dialog zwischen unseren Kirchen auf den verschiedenen kirchlichen Ebenen gewissenhaft und intensiv fortzusetzen sowie zu prüfen, was zu den Dialogergebnissen kirchenamtlich verbindlich erklärt werden kann und soll;
- bei Kontroversen, besonders wenn bei Fragen des Glaubens und der Ethik eine Spaltung droht, das Gespräch zu suchen und diese Fragen gemeinsam im Licht des Evangeliums zu erörtern

Unter Punkt 8 „Völker und Kulturen versöhnen“

Wir verpflichten uns,

- jeder Form von Nationalismus entgegenzutreten, die zur Unterdrückung anderer Völker und nationaler Minderheiten führt, und uns für gewaltfreie Lösungen einzusetzen;
- die Stellung und Gleichberechtigung der Frauen in allen Lebensbereichen zu stärken sowie die gerechte Gemeinschaft von Frauen und Männern in Kirche und Gesellschaft zu fördern.

12. Eucharistie/Abendmahl und Erwartungen.

Auch auf dem Weg zum 3. Ökumenischen Kirchentag wird eine wachsende Einheit in gegenseitig bereichernder Vielfalt angestrebt.

Es ist weiterführend, auseinanderdriftende „Positionen“ und Erfahrungen miteinander ins Gespräch zu bringen, um so immer neu gemeinsam Ziele auf dem Weg der Ökumene in den Blick zu nehmen, damit man sich nicht in Unverbindlichkeit verliert oder Handlungsunfähigkeit manifestiert.

Unterschiedliche Positionen, die nicht neu sind, werden besonders mit Blick auf den 3. ÖKT schon im Vorfeld der Vorbereitung ins Wort gebracht:

- Manche vertrauen ihrer Überzeugung im Glauben und fordern die notwendigen Veränderungen kompromisslos morgen; Andere setzen in Geduld auf das oft mühsame Ringen (diplomatisch und der Stärke der Medien bewusst) um den theologischen Konsens und erwarten anschließend, also noch nicht absehbar, entsprechende kirchliche Konsequenzen.
- Viele interessiert Ökumene nicht mehr, weil theologische Differenzierungen nicht (mehr) als relevant wahrgenommen werden. Für Andere ist der Wille, endlich Nägel mit Köpfen zu machen und die erhoffte Einheit mit der gemeinsamen Eucharistiefeier/dem Abendmahl

zu besiegeln, der einzige Weg zum Ziel. Diese Erwartung wird gestärkt durch die schmerzlichen Erfahrungen z.B. in konfessionsverbindenden Ehen und Familien. Warum also nicht endlich (eigenverantwortlich) die notwendigen Schritte zur Einheit gehen?

- Der 3. ÖKT wird als eine Steigerung erwartet vom ersten gesteigert zum zweiten und vom zweiten gesteigert zum dritten. Und wenn der 3. ÖKT nicht das „gemeinsame Mahl“ hervorbringt, dann ist er eben keine Steigerung, sondern ein Scheitern (bevor er überhaupt begonnen hat) – so die Haltung nicht weniger, die in der Ökumene unterwegs sind.
- Manche verbinden im Vorfeld zum 3. ÖKT auch konkret katholische Anliegen mit dessen Gelingen und fordern z.B.: In Frankfurt 2021 müssen verbindliche Schritte gemacht werden zur Zulassung der Frauen zu allen Ämtern in der katholischen Kirche, die weit über das Bisherige hinausgehen, mindestens aber den „sakramentalen Diakonat der Frau“.
- Ebenfalls sollte der 3. ÖKT die synodalen Strukturen in der katholischen Kirche befördern, die Verteilung der Kirchensteuermittel durch die Laien ebenso wie auch die Abschaffung des Pflichtzölibates.

Noch über zwei Jahre dauert der Weg zum 3. ÖKT, auf dem absehbar ein Leitwort festgelegt werden wird, wir aber nicht einmal wissen, ob wir nicht weiter in Kriege hineingezogen werden, die Wirtschaft vielleicht massiv an Kraft verliert oder eine Katastrophe den Erdball erschüttert.

In diesen über zwei Jahren werden weit über 1000 Titel in unterschiedliche Formate gegossen werden, hunderte von Vortragenden eingeladen, und sicher auch tausende von Blechbläsern aktiviert.

Welches dann die brandaktuellen Themen sein werden, für die es auch beim 3. ÖKT „Platzhalter“ wieder geben wird, ist völlig unklar.

Das Thema „Abendmahl“ und „Eucharistie“ wird – wie auch immer – eine „hervorragende“, zumindest aber eine „herausragende“ Rolle beim 3. ÖKT einnehmen.

Impuls²²

„Denn es ist bezeichnend, dass es sich in dem Wort des Herrn am Abend vor seinem Tod nicht um ein Gebot oder gar Befehl handelt, sondern um ein Gebet.“

Ökumene ist kein kirchlicher Aktionismus, nicht kirchliche Diplomatie, auch nicht ein akademischer Dialog. Wenn Jesus darum betet, dass seine Jünger eins seien, so wie er und der Vater eins sind, dann können wir diese Einheit nicht machen. Wir können sie nicht programmieren, nicht organisieren und nicht nach unseren Vorstellungen und Wünschen ausdenken und konstruieren. Die Einheit kann uns nur als Frucht des Gebetes durch den Geist, den der Vater sendet, geschenkt werden.

In diesem Sinn ist Ökumene – kurz gefasst – Teilnahme am Gebet Jesu, und das Gebet um die Einheit ist der Königsweg der Ökumene.“

Anmerkungen:

- 1 Dieser Artikel ist ein Ausschnitt aus einem Vortrag des Autors im Rahmen der ökumenischen Gastvorlesung in der WWU Münster, initiiert durch die Institutsdirektorin des Ökumenischen Instituts der Kath.-Theol. Fakultät Frau Professorin Dr. Dorothea Sattler.
Hinweis: Alle reinen Zitate in meinem Vortrag sind Vorworten entnommen, teils aus Programmheften zu Kirchen- und Katholikentagen, teils aus der Fachliteratur oder anderen Publikation zum Thema Ökumene.
- 2 George Augustin. Die Seele der Ökumene. Patmos Verlag 2017, S. 139.
- 3 Arning/Wolf, S. 150.
- 4 Nürnberg, S. 223.
- 5 Ebd. S. 224.
- 6 Essen, S. 339.
- 7 Die Position eines Vorwortes wird deutlich in dem abgesetzten Schrifttypus und der den „einleitenden“ Zeilen folgende Zählung der Sinnabschnitte.

- 8 Zur Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) gehören die meisten orthodoxen, reformatorischen, anglikanischen, freikirchlichen und altkatholischen Kirchen in Europa. Im Rat der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) sind die römisch-katholischen Bischofskonferenzen in Europa zusammengeschlossen.
- 9 Charta Öcumenica, Leitlinien für die wachsende Zusammenarbeit unter den Kirchen in Europa, S. 1. Ebd.
- 10 Vgl. ebd.
- 12 Ebd.
- 13 ÖKT, der noch nicht von den Veranstaltern, wohl aber schon vereinzelt in der Presse der 1. ÖKT genannt wurde.
- 14 Diese Formulierung legt der Satz in dem Willkommensgruß zum ÖKT auf S. 8 (Mitte) nahe: „(...) Programm, dass wir Ihnen auf 720 Seiten dieses Buches vorstellen.“
- 15 Ihr sollt ein Segen sein. Ökumenischer Kirchentag, Programm 3003, Willkommen, S. 8.
- 16 Ihr sollt ein Segen sein. Ökumenischer Kirchentag Berlin, Programm 2003, Willkommen, S. 9.
- 17 Damit ihr Hoffnung habt. 2. Ökumenischer Kirchentag München, Programm 2010., Willkommen, S. 9.
- 18 Damit ihr Hoffnung habt. 2. Ökumenischer Kirchentag München, Programm 2010., Willkommen, S. 10.
- 19 Ihr sollt ein Segen sein. Ökumenischer Kirchentag Berlin, Programm 2003, Willkommen, S. 10
- 20 Erarbeitet von den Präsidiumsdelegationen des DEKT und ZdK, verabschiedet vom Hauptausschuss des ZdK am 25.03.2018 und vom Präsidium des DEKT am 14.04.2018.
- 21 A. a. O.
- 22 Walter Kardinal Kasper, Vorwort in: George Augustin. Die Seele der Ökumene. Düsseldorf 2017, S. 7.

Martin Patzek

„An die jungen Menschen ...“

... So beginnt das Nachsynodale Apostolische Schreiben „Christus vivit - Christus lebt/ist lebendig“ von Papst Franziskus vom 25. März 2019 und wird noch ergänzt: „... und an das ganze Volk Gottes“. Den lebendigen jungen Christus setzt Franziskus gegen „Traurigkeit oder Groll, Furcht, Zweifel oder Versagen des Alters“ (Christus vivit = CV 1) „Discernimento“ ist sein Stichwort und wird gespeist vom Abschlussdokument der XV. ordentlichen Generalversammlung der Bischofsynode „Die Jugendlichen, der Glaube und die Berufungsunterscheidung“ vom 27. Oktober 2018 (60 Zitate). Der Papst bemüht sich, die wichtigsten Vorschläge aufzunehmen, bereichert sein Schreiben durch „die Tausenden von Stimmen der Gläubigen aus aller Welt (CV 4) und lässt sich fragen durch nicht glaubende junge Teilnehmer(innen). Eine weitere Quelle sind die Weltjugendtage, besonders die letzten drei in Rio de Janeiro (Brasilien) 2013, in Krakau (Polen) 2016 und in Panama-Stadt (Panama) 2019, an denen Papst Franziskus teilgenommen hat. Dabei hat Franziskus im Blick seine Enzykliken „Laudato si“ (24. Mai 2015) und „Lumen fidei“ (29. Juni 2013) sowie andere nachsynodalen Schreiben „Gaudete et exsultate“ über den Ruf zur Heiligkeit in der Welt von heute (19. März 2018), „Amoris laetitia“ über die Liebe in der Familie (19. März 2016) und „Evangelii Gaudium“ über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute (24. November 2013).

Erstes (Presse-)Echo

Mehr als 70 Seiten mit 10 Kapiteln und 299 Abschnitten wurden vorgestellt am

02. April 2019 durch Lorenzo Kardinal Baldisseri, den Generalsekretär der Bischofssynode, und Sekretär Fabio Fabene zusammen mit einer jungen Frau von der Vorsynode und einem römischen Beauftragten für die Jugendpastoral. Folgen wir der 25jährigen jungen Frau Laphidil Opong Twumasi aus Ghana. Für sie ist das Schreiben des Papstes leicht verständlich, aber kein „Allheilmittel“ zur Jugendseelsorge der Kirche. Sie findet keine vorgefertigten Antworten auf die Fragen der jungen Menschen. Sie sieht die Aufgabe der Jugend, sich ihren Platz in der Kirche zu suchen und den deutlichen Zusammenhang des Abschlussdokumentes der Jugendsynode mit „Christus vivit“. „Es ist für jeden etwas drin!“ (vatican news 02.04. 2019 13.44 Uhr). Franziskus kennzeichnete „Christus vivit“ als Frucht der Jugendsynode. Das Hören auf Gott, die Kunst der Unterscheidung und neuen missionarischen Schwung sieht er als die Schlüsselmomente. Reinhard Kardinal Marx für die Deutsche Bischofskonferenz und Thomas Andonie, Vorsitzender des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend und Auditor der Synode, sehen im Schreiben einen Markstein einer kommenden Jugend- und Berufungspastoral mit den großen Handlungslinien der Suche, mit der Einladung und dann dem Wachstum derer, die diese Erfahrung bereits gemacht haben. Sie sehen mit dem Papst Jugendpastoral immer als missionarische Pastoral (DBK 02.04.2019 – 19.03 Uhr). Bischof Stefan Oster (Jugendkommission DBK) entdeckt Parallelen zur Würzburger Synode in der Notwendigkeit einer breiter und flexibler angelegten Pastoral an verschiedenen Orten, an denen Jugendliche anzutreffen sind (CV 230). Konkret plant die deutsche Kirche die Ausbildung von Christinnen und Christen für die Begleitung junger Menschen (CV 244). Dazu gehören die Herausforderungen der digitalen Welt (CV 87) im Blick auf das soziale und caritative Engagement (CV 240). „Der Papst hat sehr gut zugehört und die verschiedenen Stimmen erkennbar gemacht“, antwortet Regina Laudage-Kleeberg (Jugend Bistum

Essen) dem Kölner Domradio. Sie prägt den Satz „Ermutigendes Papier mit fehlenden Themen“! Ihr fehlt das Thema der sexualisierten Gewalt mit der Forderung von konkreten und realistischen Veränderungen bei den Verantwortlichen. Sie fordert eine Übersetzungsleistung als „To Do“ für Leute im Jugendbereich. Sie sieht in ihrer Arbeit zu einem die Suche nach Gott und zum anderen die Begleitung junger Menschen (Domradio 04.04.2019). Lernen konnte ich von Bruder Alois, der am 04.04.2019 bei einer Privataudienz dem Papst persönlich für „Christus vivit“ dankte. Claudia Kaminski von Vatican News erfuhr im Interview mit Alois die Wichtigkeit der biblischen Grundlage des Schreibens über eine jugendliche Kirche: „Ich sehe doch so viele Priester ... die wirklich den Jugendlichen ganz nahe sind, die ihnen zuhören, die Zeit haben ... Wir spüren ganz konkret in Taizé: Dadurch, dass Jugendliche ihre Freunde mitbringen, auch Freunde, die mit der Kirche nichts am Hut haben, die nicht getauft sind. Oder auch Schulklassen, wo diese Jugendlichen dann auch ihren muslimischen Freunden sagen: Kommt doch mit und seht mal wie Christsein dort in Taizé aussieht. Jugendliche können animieren, mitziehen, begeistern“ (vatican news 04.04. 2019 14.07 Uhr). Matthias Dobrinski (Süddeutsche Zeitung) fasst seine Lesart des Schreibens zusammen: Was Papst Franziskus, immerhin schon 82 Jahre alt, den Jugendlichen und jungen Erwachsenen rät? Sie sollen Krach machen, unzufrieden sein und eine „gesunde Unruhe“ pflegen. „Setzt etwas aufs Spiel, auch wenn ihr Fehler machen werdet!“, ruft der Papst ihnen zu; nimmt das Leben in die Hand, bleibt ein Original und werdet keine Kopie! Spaß am Leben gehöre dazu; „ganz im Gegensatz zu dem, was viele denken, will der Herr diese Lebenslust nicht dämpfen“. Der Papst rät zum Einsatz für Arme und Geflüchtete und zum Misstrauen gegenüber allen Populisten; zum Mut, eine Ehe einzugehen und Kinder zu bekommen – und ja, manchmal wäre es schön, wenn die jungen Leute ein bisschen Zeit mitbrächten und den Alten zuhörten.

Sichtbar unheimlich ist dem Papst dieses Internet: Bei allem Positiven, das es bringe, schüre es oft „Vorurteile und Hass“, sei getrieben von „gigantischen wirtschaftlichen Interessen“; die vielen Fake News seien „Ausdruck einer Kultur, die den Sinn für die Wahrheit verloren hat“ (sueddeutsche.de 02.04.2019 18.45 Uhr). Guiseppe Nardi (Rom) wagt eine Kurzfassung des Schreibens: „Auch wenn es junge Menschen gibt, die mit einer Kirche zufrieden sind, die sich in aller Demut ihrer Gaben gewiss ist und eine redliche und brüderliche Kritik zu üben weiß, so wünschen sich doch andere junge Menschen eine Kirche, die mehr zuhört und nicht ständig die Welt verdammt. Sie wollen keine schweigende und schüchterne Kirche sehen, aber auch keine, die immer Krieg führt wegen zwei oder drei Themen, auf die sie fixiert ist“ (CV 41). Seiner Meinung nach sind die „zwei oder drei Themen“ Abtreibung, Homosexualität und Verhütung, von denen die Kirche nicht besessen sein soll (katholisches.info vom 06. April 2019). Mit solcher Engführung bin ich nicht einverstanden! Somit ist es Zeit, sich den tatsächlichen Themen des Papstes zu zuwenden.

Was mir auffiel

Medienleute hatten Lorenzo Kardinal Baldisseri, den Generalsekretär der Bischofsynode, gefragt, wie man „Christus vivit“ in 200 Zeichen – also auf die Länge eines Tweet – zusammenfassen könnte. Seine Antwort: „Das ist schwierig. Mein Wunsch ist, dass sie alle den Text durchlesen. Er ist nicht in einem theologisch-intellektuellen Stil verfasst, sondern es ist jener Stil des sprechenden Papstes. Wenn ich sehe, dass die Menschen auf dem Petersplatz bei den Generalaudienzen sofort verstehen, was der Papst dort sagt – das ist der Stil dieses Schreibens, auch wenn es ein bisschen lang ist“ (vaticannews 02.04.2019 13.44Uhr).

Das Schreiben beginnt mit einer biblischen Grundlage:

Was sagt das Wort Gottes über die jungen Menschen? (CV 5-21)

Thema und Beispiel sind Gottes alttestamentliche Berufungsgeschichten von Josef, Gideon, Samuel, David, Salomon, Jeremia und der jungen Rut. Im Neuen Testament spielen der jüngere und der ältere Sohn des barmherzigen Vaters eine Rolle. In den Apostelbriefen werden die Eigenschaften junger Menschen beschrieben. Erinnerung sei an Lukas 22,26 „Der Größte unter euch soll werden wie der Jüngste (*neoteros*)“. Die Unterordnung unter die Älteren betrifft die Jüngeren (1Petr 5,5) genauso wie die Besonnenheit z. B. gegen die Fixierung auf materielle Güter. Biblisch ist das Naturrell der Jugend angelegt „von Großem zu träumen, weite Horizonte zu suchen, immer mehr zu wagen, die Welt erobern zu wollen, anspruchsvolle Herausforderungen anzunehmen und sein Bestes zu geben, um etwas Besseres zu schaffen“(CV15).

„Jesus Christus ist immer jung“ (CV 23-33)

Im zweiten Kapitel schließt der Papst daraus, dass „seine Jugend uns Licht schenkt“. Damit meint er die Jugend als „eine Kirche, die sich erneuern lässt“ und eine „Kirche, die auf die Zeichen der Zeit achtet“ (CV 34-42). „Maria, das Mädchen aus Nazareth“ und „Junge Heilige“ (CV 43-63) sind Beispiele. Folgende Zitate haben mich besonders angesprochen: „Jeder junge Mensch, der sich für eine Mission auf dieser Welt berufen fühlt, ist eingeladen, in seinem Inneren dieselben Worte zu hören, die Gott Vater an Jesus richtet: ‚Du bist mein geliebter Sohn‘“(CV 25). Der Begriff für Jesu Pilgergruppe zum Paschafest nach Jerusalem (Lk 2,41ff.) – *synodia* – „den Lukas für die Karawane der Pilger gebraucht ... bezeichnet genau diese ‚Gemeinschaft auf dem Weg‘, an der die heilige Familie teilhat“ (CV 29). „Wir brauchen Projekte, die die Jugendlichen stärken, sie begleiten, und sie auf die Begegnung mit den anderen, auf

den großherzigen Dienst und die Mission ausrichten" (CV 30). Keiner darf deshalb die Kirche „auf die Vergangenheit festnageln, bremsen und unbeweglich machen wollen" (CV 35). „Wir Mitglieder der Kirche dürfen keine seltsamen Gestalten sein. Alle müssen als Geschwister und Nachbarn fühlen ..." (CV 36). Schon hier weitet sich der Blick auf die Zeichen der Zeit. Junge Leute, die nichts von der Kirche erwarten, haben u.a. ernsthafte und respektable Gründe wie „sexuelle und finanzielle Skandale, nicht richtig vorbereitete Priester, die junge Menschen mit ihren Befindlichkeiten nicht entsprechend abholen können ... und die Mühe der Kirche, ihre Positionen in Lehre und Ethik der heutigen Gesellschaft zu vermitteln" (CV 40). In einer Beschreibung Marias benutzt Franziskus ein neues (Mode-)Wort: „Maria hat keine Lebensversicherung abgeschlossen! Maria ging das Risiko ein und deswegen war sie stark, deswegen ist sie eine Influencerin, ist sie die Influencerin Gottes (CV 44)! Als Influencerin (to influence = beeinflussen) wird eine Meinungsführerin bezeichnet. Unternehmer.de nimmt die Zielgruppe ins Auge, spricht von der Glaubwürdigkeit, von den Followerzahlen und dem Expertenstatus einer Influencerin mit einer bestimmten Unternehmensphilosophie. Der Abschnitt „Junge Heilige" (CV 49-63) blickt auf eine Weltkirche sowohl quer durch die Jahrhunderte als auch in die Weite der Welt. Nach Sebastian und Franz von Assisi taucht Jeanne d'Arc auf. Ein junger vietnamesischer Katechet des 17. Jahrhunderts, Andrew Phû Yê, eine indigene junge Frau aus Nordamerika, Kateri Tekakwitha, und sechs weitere junge Leute sind Beispiele.

„Ihr seid das Jetzt Gottes" (CV 64-110)

... d.h. nicht nur die Zukunft, sondern die Gegenwart! Das ist der Ruf von Franziskus im dritten Kapitel. Zuzulassen sind die Fragen junger Leute und die in ihnen liegende Provokation ist zu begreifen (CV

65). Emotional berührt hat mich der Satz des Papstes: „Das Herz eines jeden jungen Menschen muss daher als ‚heiliger Boden‘ betrachtet werden, der Samen göttlichen Lebens in sich birgt und vor dem wir ‚unsere Schuhe ausziehen‘ müssen, um uns dem Geheimnis zu nähern und es vertiefen zu können" (CV 67). Franziskus gibt die Analyse der Synode aus dem Schlussdokument wieder. „Die Synodenväter haben mit Schmerz festgestellt, dass viele jugendliche in Kriegsgebieten leben und zahllose Formen der Gewalt wie Entführung, Erpressung, organisiertes Verbrechen, Menschenhandel, Sklaverei und sexuelle Ausbeutung, Kriegsvergewaltigung usw. erleiden" (CV 72). Ein weiteres Zitat aus dem Schlussdokument der Synode erinnert realistisch „an die schwierige Situation von schwangeren Mädchen und jungen Frauen sowie an die Geißel der Abtreibung und die Ausbreitung von HIV, unterschiedliche Formen von Sucht (Drogen, Glücksspiel, Pornographie usw.) und die Situation von Kindern und Jugendlichen, die ohne ein Dach über dem Kopf, ohne Familie und finanzielle Mittel auf der Straße leben" (CV 74). Franziskus fragt: „Habe ich gelernt zu weinen" (CV 76)? Er fordert Barmherzigkeit und Mitgefühl angesichts des Leids junger Menschen und will seine Worte mit Gesten, Umarmungen und konkreter Hilfe zum Klingen bringen (ebd.). Unter der Überschrift „Wünsche, Wunden und Versuche" geht es auch um Körper und Sexualität. Verschwiegen wird nicht eine Sexualmoral, die oft „Grund für Unverständnis und Entfernung von der Kirche (ist), da sie als Raum des Urteils und der Strafe empfunden wird" (CV 81). Es ist auch kein Tabu, dass junge Menschen ausdrücklich den Wunsch äußern, sich mit Fragen zum Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Identität und zur Wechselseitigkeit/Reziprozität zwischen Mann und Frau und zur Homosexualität auseinanderzusetzen (ebd.). Wichtige Themen der Synode waren für Franziskus dann die digitale Lebenswelt mit Internet und sozialen Netzwerken. Seinem Blick bleiben neue Formen der Gewalt nicht verborgen wie Social Me-

dia, wie z. B. Cybermobbing. „Das Internet dient auch als Kanal zur Verbreitung von Pornografie und der Ausbeutung von Menschen für sexuelle Zwecke oder durch Glücksspiel“ (CV 88). Wer auch immer von fehlenden Themen redet, hat auch die folgenden Inhalte des päpstlichen Schreibens übersehen. Migranten sind für Franziskus das „Paradigma unserer Zeit“ (CV 91 – 94) fasst noch einmal die Chancen einer weltweiten Kirche zusammen: „Dank der unterschiedlichen Herkunft der Synodenväter wurde das Thema der Migranten auf der Synode aus zahlreichen Perspektiven, insbesondere von Seiten der Herkunfts- und Ankunftsländer, beleuchtet. Darüber hinaus ertönte auch aus jenen Kirchen ein Alarmruf, deren Mitglieder zur Flucht vor Krieg und Verfolgung gezwungen sind und die diese Zwangsmigration als Bedrohung ihrer Existenz wahrnehmen. Gerade dadurch, dass all diese verschiedene Perspektiven in die Kirche Eingang finden, wird sie in die Lage versetzt, zum Thema Migration eine prophetische Rolle gegenüber der Gesellschaft zu spielen“ (CV 95): Sieben (!) Abschnitte tragen die Überschrift „Allen Formen von Missbrauch ein Ende setzen“ (CV 95-102): Der Papst fordert auf, „den Schrei der Opfer der verschiedenen Arten von Missbrauch durch einige Bischöfe, Priester, Ordensleute und Laien zu hören. Diese Sünden verursachen in ihren Opfern ein Leid, das ein Leben lang andauern und durch keine Reue geheilt werden kann. Dieses Phänomen ist in der Gesellschaft verbreitet, es betrifft auch die Kirche und stellt ein ernsthaftes Hindernis für die Sendung dar.“ (CV 95): Schon die Jugendsynode kennzeichnet die verschiedenen Formen von Missbrauch: „Missbrauch von Macht, finanzieller Missbrauch, Missbrauch des Gewissens und sexueller Missbrauch“ (CV 98): Überdeutlich heißt es: „Der Klerikalismus ist eine ständige Versuchung für diejenigen Priester, die das empfangene Amt als eine auszuübende Macht verstehen und nicht als einen mit Selbstlosigkeit und Großmut anbietenden Dienst ... Der Klerikalismus birgt für gottgeweihte Perso-

nen zweifellos die Gefahr, die Achtung vor dem heiligen und unveräußerlichen Wert jedes Menschen und seiner Freiheit zu verlieren“ (CV 98). Kritiker/innen setzen auch an bei der persönlichen, aber angeblich weltfremden und naiven Bitte des Papstes: „Wenn immer du einen Priester siehst, der gefährdet ist, weil er die Freude an seinem Dienst verloren hat, weil er nach affektiver Kompensation (!) sucht oder vom Kurs abkommt, dann traut euch, ihn an seine Verpflichtung gegenüber Gott und seinem Volk zu erinnern, ihm das Evangelium zu verkünden und ihn zu ermutigen, auf dem rechten Weg zu bleiben“ (CV 100). Denke ich an mehrere Situationen meines Lebens als Priester, finde ich die Bitte des Papstes überhaupt nicht abwegig. Im Gegenteil erinnere ich mich gerne an Situationen mit jungen Leuten als Ratgeber und Begleiter auch für mein persönliches priesterliches Leben.

Von weiteren Aspekten der Jugendanalyse, um die geeignetsten pastoralen Wege erkennen zu können, spricht der Papst in den folgenden Kapiteln als unvollständig. In der Tat vermag ich wenig Logik zu erkennen wenn „Die Pastoral der jungen Menschen“ (Siebtes Kapitel) eingebettet ist zwischen „Die große Botschaft für alle jungen Menschen (Viertes Kapitel) mit „Wege der Jugend (Fünftes Kapitel) und „Junge Menschen mit Wurzeln“ (Sechstes Kapitel). Den Abschluss bilden dann die Kapitel „Die Berufung“ und „Die geistliche Unterscheidung.“ Einige reden vom Franziskusstil, andere von der Fülle der Anregungen aus dem Schlussdokument der Synode und liegen wahrscheinlich mit den Inhalten der internationalen Fragebogenaktionen genau richtig. Meine Lesehilfe bleibt ergänzungsfähig für jegliche Prozesse der Jugendpastoral. Sie werden im Siebten Kapitel synodal als große Handlungslinien angesprochen. Gerade für die Leser/innen unseres Pastoralblattes scheint mir das Kapitel

„Die Pastoral der jungen Menschen“ (CV 203–247)

Wichtig. „Eine synodale Pastoral“ weist den Weg: Kein Handbuch der Jugendpastoral oder ein Führer der praktischen Pastoral, sondern der treffende Hinweis, „dass die jungen Menschen selbst die in der Pastoral Tätigen sind“ (CV 203). Dazu gehört: „Die Jugendpastoral muss flexibler sein und die jungen Menschen zu Events und Veranstaltungen einladen, wo sie dann nicht nur eine Unterweisung erhalten, sondern ihnen ebenso die Gelegenheit gegeben wird, sich über das Leben auszutauschen, zu feiern, zu singen, konkrete Zeugnisse zu hören und als Gemeinschaft die Begegnung mit dem lebendigen Gott zu erfahren“ (CV 204).

„Christus vivit“ heißt so: Events – Austausch – Feier – Musik – Zeugnis – Gemeinschaft als Begegnung mit dem lebendigen Christus! Das soll sich in einer partizipativen, mitverantwortlichen Kirche entwickeln. Synodal meint „gemeinsames Vorangehen“ (CV 206 f.). Große Handlungslinien sind die Suche als Einladung und das Wachstum derer, die die Erfahrung des Herrn schon gemacht haben (CV 209). Jugendpastoral soll den jungen Menschen helfen, „in der Solidarität zu wachsen, als Brüder und Schwestern zu leben, sich gegenseitig zu helfen, eine Gemeinschaft zu bilden, den anderen zu dienen und den Armen nahe zu sein“ (CV 215). Hinzugefügt werden Leitkriterien christlicher Schulen: Die Erfahrung des Kerygmas, der Dialog auf allen Gebieten, die Inter- und die Transdisziplinarität, die Förderung der Kultur der Begegnung, die dringende Notwendigkeit, ein Netzwerk zu bilden, und die Option für die Letzten, für die, welche die Gesellschaft aussondert und wegwirft“ (CV 222). Das Schreiben des Papstes verschweigt nicht die immer aktuelle Gabe Gottes: „... das Wort Gottes, das stets lebendig und wirksam ist, die Gegenwart Christi in der Eucharistie, die uns nährt, und das Sakrament der Vergebung, das uns befreit und stärkt. Wir können auch den unerschöpf-

lichen spirituellen Reichtum anführen, die die Kirche im Zeugnis seiner Heiligen und in der Lehre großer geistlicher Meister bewahrt“ (CV 229).

Drei Bitten

In Vorbereitung der Synode hatte Papst Franziskus der Jugend ein Christusgebet gewidmet. Daraus drei Bitten:

- Herr Jesus Christus wir bitten Dich, lass die Jugendlichen in der ganzen Welt mutig ihr Leben in die Hand nehmen, nach den schönsten und sinnvollsten Dingen des Lebens streben und stets ein freies Herz bewahren.
- Hilf ihnen, begleitet und geführt von weisen und großzügigen Menschen, dem Ruf, den Du an jeden Einzelnen von ihnen richtest, zu folgen, um ihren Lebensentwurf zu verwirklichen und glücklich zu werden.
- Halte ihre Herzen offen für große Träume und lasse sie auf das Wohl ihrer Brüder und Schwestern achten (www.dbk.de 08. April 2017).

„Feindeutig und voller Hoffnung“

Zum literarischen Werk des rhein-jüdischen Autors Elazar Benyoëtz

Gleich drei neue Bücher sind zum 80. Geburtstag von Elazar Benyoetz erschienen: Eine von Michael Bongardt herausgegebene Festgabe mit einer Lesung des Dichters sowie Beiträgen von Karl-Josef Kuschel, Lydia Koelle, René Dausner, Gregor Maria Hoff, Michael Bongardt und vielen anderen.¹ Der Band „Aberwendig“, der den Weg von Benyoetz als Israeli und Jude ins Deutsche zum Thema hat.² Und die Lesung des Autors „Feindeutig“, die vielen Weggefährten gewidmet ist: Werner Kraft, Christoph Grubitz, Friedemann Spicker u.a.³ Es erstaunt nicht, dass man Vieles schon kennt aus diesen Büchern. Es gehört nämlich zum poetologischen Credo von Benyoëtz: „Wer sich selbst nicht übertreffen kann, wird sich wiederholen müssen.“⁴

Geboren wurde Elazar Benyoëtz (deutsch: Gott hat geholfen, Sohn-des-Ratgebers) 1937 in Wiener Neustadt, bereits 1939 floh er mit seinen Eltern vor den Nazis ins damalige Palästina. Seine literarische Erstsozialisierung fand im Ivrit statt. Er verlegte seit 1957 einige Gedichtbände in hebräischer Sprache, absolvierte 1959 ein Rabbinerexamen und gründete 1964 in Berlin-West das Archiv Bibliographia Judaica. 1969 veröffentlichte er seinen ersten, teilweise noch aus hebräischen Tagebuchnotizen ins Deutsche übersetzten Aphorismenband „Sahadutha“.

Seither schreibt und publiziert er fast ausschließlich in deutscher Sprache: eine sprachreflexive Minimalprosa und Lyrik sowie seit 1990 Collagen aus Aphorismen, Gedichten, Briefen und kontextbildenden Zitaten. Der Germanist Christoph Grubitz hat in seiner Dissertation „Der israelische

Aphoristiker Elazar Benyoëtz “ sein Leben und Werk ausführlich beschrieben.⁵

Benyoëtz und die „Muttersprache“

Wie kam Benyoëtz zur deutschen Sprache? Das hat er im Briefwechsel mit Harald Weinrich geschildert. Dieser hat bei ihm angefragt, ob Deutsch seine Muttersprache sei, die er auch in Israel weitergesprochen habe, oder ob Hebräisch seine Erstsprache gewesen sei. Und er ergänzte seine Frage noch mit einer weiteren Bemerkung: „Oder muss man diese Unterscheidungen noch ganz anders und vielleicht noch viel subtiler treffen.“⁶

Die Antwort von Benyoëtz auf diese Anfragen folgte am 29. Oktober 1981 und soll hier in größeren Auszügen zitiert werden, weil sie sein Verhältnis zur deutschen Sprache offenlegt und zugleich wieder verrätzelt. Gerade dieses „Versteckspiel“ ist eine Eigenart des Schreibens von Benyoëtz.

„Lieber Herr Weinrich, die eine Sprache hält mich durch die andere auf Abstand, so kann ich mir selber nicht in die Karten gucken.“ Die Metapher bemüht zum einen einen spielerischen Umgang mit der eigenen Identität, zum anderen eine Ich-Spaltung. Da löst sich jemand in zwei Personen auf, die unterschiedliche Karten, sprich Wörter in der Hand haben. Keiner kennt die des anderen. Und er fährt fort: „Ich erinnere mich des Tags, an dem mich meine Mutter überredete, Mut zur Sprache zu fassen. Es war in Bnai-Brage, die Sonne lehnte am Haus, meine Mutter saß an ihrer Nähmaschine, versehentlich weil ich mich gerade in ihre Augen verlor, einen Sonnenstrahl einfädelnd. In dieser Erinnerung, die einzige deutliche meiner Kindheit, ist alles beieinander: Sonne, Haus, Mutter, Sprache ... Mein Fazit ... lautet: Die mich heimsuchende deutsche Sprache bescherte mir Augenblicke eines hohen dichterischen Glücks. Ich hörte dabei aber nie auf, meine Lage als beklagenswert zu empfinden. Mein ganzes Bewußtsein ist gegen mich, und mit diesem gegen mich gerichteten

Bewußtsein wehrte und wehre ich mich dagegen, ein deutscher Dichter zu sein.“

An diese Bemerkung fügte Benyoëtz noch einen Traum an: *„Ein Traum. Ich sah mich zwischen zwei Sprachen aufgebahrt. Beide hielten sich auf genau dem gleichen Abstand von mir und klagten um mich. Keine rührte sich dabei und keine wagte, sich mir zu nähern. Nur die eine schien zu weinen. Der Traum wiederholte sich. Ich war nicht mehr auch Zuschauer, war nur der Aufgebahrte und durfte selbst die Augen aufschlagen und nach dem Klagenden schauen. Ich war entsetzt, als ich in der Gestalt der Deutschen die Figur der von mir über alles geliebten Straßburger ‚Synagoga‘ erkannte. Zum Abschied und abschließend zu Ihrem Thema, teile ich Ihnen den Schluß meines Buches ‚Das andere Ende‘ mit, das ich mir zu meinem vierzigsten Geburtstag schrieb, das aber nicht erscheinen konnte ... Sprache, mein heiliger Körper, bald darf ich die deutsche Rüstung ablegen. Ihr Elazar Benyoëtz.“*⁷

Dieser Text von Benyoëtz ist eine detaillierte und ausführliche, teilweise aber auch kryptische Beschreibung seiner Beziehung zur deutschen Sprache. Zunächst vergewissert sich Benyoëtz aus der Erinnerung – er nennt das „erinnerungsgenau“ –, dass seine „Muttersprache“ Hebräisch ist. Dafür assoziiert er Bilder wie Sonne, Haus, Mutter, Sprache. Er lernt die hebräische Sprache von seiner Mutter, schreibt in dieser Sprache auch die ersten Texte sowie seine ersten Gedichtbände.

Über deutsche Bücher, vornehmlich sind es Literaturgeschichten, findet er dann den Weg zur deutschen Literatur: sie sucht ihn heim und er sucht sie auf. Er geht nach Deutschland von 1963 bis 1968, um eine *Bibliographia Judaica* zu verfassen. Das ermöglicht eine intensivere Kontaktaufnahme zur deutschen Sprache. Mittlerweile ist er bereits ein anerkannter israelischer Dichter. Den Abschied von Deutschland plant er schließlich als eine endgültige Abkehr von der deutschen Sprache.

Die deutsche Sprache jedoch lässt ihn nicht los. Sie beweint ihn als für sie gestorben. In

diesem Traum sieht er die deutsche Sprache in der Gestalt der Synagoge am Straßburger Münster; die deutsche Sprache fühlt sich durch seinen Entschluss enteignet, erblindet.

Schließlich erinnert der Ausdruck „Sprache, mein heiliger Körper, bald darf ich die deutsche Rüstung ablegen“ auch daran, dass Sprache für Benyoëtz geradezu eine somatische Bedeutung hat. Er hat nicht nur Sprache, sondern er lebt in der Sprache. Sie ist seine Existenzform, in der er sich ausdrückt. Sein fester Vorsatz lautete, nach der Rückkehr von Deutschland die deutsche Rüstung, sprich die deutsche Sprache, abzulegen. Als er sich aber dieser Rüstung entledigte, fand er dafür nur deutsche Wörter, die zu seiner ständigen Ausrüstung wurden, aber zugleich eine Schuldgeschichte mittransportierten, die er von nun an thematisieren musste. Das Deutsche war für ihn nicht „unschuldig“ zu haben.

Ambivalenz der deutschen Sprache

Die Ambivalenz der deutschen Sprache hat Benyoëtz seit dieser Zeit auf vielfältige Weise zum Ausdruck gebracht. Es seien einige Beispiele angefügt.

*„Meine deutsche Dichtung platzt aus allen Nöten.“*⁸ Die deutsche Sprache ist für ihn mit der Auslöschung des Judentums untrennbar verbunden. Diese Not platzt aus allen Wörtern. *„Meine große Liebe war die hebräische Sprache, meine Geliebte ist die deutsche geworden; die Liebe erwies sich als teilbar ... Mir ist, als würde die eine Hälfte meiner Person für die andere Hälfte schreiben, ein Leben lang, das halbe Leben, das Halbe der einen Hälfte, die Hälfte eines Halben, halbhälft, hälftal.“*⁹ Die deutsche und die hebräische Sprache teilen ihn in zwei Hälften. Sie teilen nicht nur seine Person in zwei Teile, sie teilen auch seine Familie, seine Freunde, die an dieser Doppelsprachigkeit nicht partizipieren können.

Als anlässlich des 70. Geburtstags von Benyoëtz am 21. April 2007 im Toscanasaal der Würzburger Residenz durch meinen Lehrstuhl der Pastoraltheologie ein Festakt

der Universität ausgerichtet wurde, waren unter den Gästen auch Benyoëtz' Freunde, seine Familie und sein Sohn. Die meisten von ihnen verstanden kein Deutsch. Benyoëtz verwendete bewusst die deutsche Sprache, um seine Doppelsexistenz zu markieren. Der Sohn hörte zum ersten Mal aus dem Mund des Vaters die deutsche Sprache: nun wurde er mit der zweiten Seite seines Vaters, der Halbhälfte konfrontiert und auch ihm blühte jetzt die Vergangenheit.

Am selben Abend trug Benyoëtz bei der abendlichen Lesung folgende Aphorismen vor:

*„Arbeit macht frei“ -
Durch dieses Tor,
ich kann es nicht verhehlen,
geht mein Blick in die Welt
Mit dem Schlußstrich tritt alles wieder,
Punkt für Punkt vor Augen
Die Juden sprachen vom deutschen Geist,
die Deutschen vom jüdischen.
So haben sie einander tödlich umworben
und zu Tode befruchtet
Keine Sprache ist so judenvoll wie die
deutsche
Die deutsche Sprache war der Juden Loreley
Der Gemordete
Ist immer der Nächste gewesen
Das muß nicht gesagt werden,
aber vernommen*

*Nun stehe ich hier, am Ende eines deutsch
geschriebenen Werks, und wollte doch ein
hebräischer Dichter sein. Vortrefflich ver-
fehlte ich mein Ziel. Dass ich aber ver-
mochte, nicht zu entsprechen, nicht zu er-
füllen und nicht auszuweichen, will etwas
heißen, wenn es auch ohne Bedeutung ist.
Es wiegt auch, was nicht zählt.*

*Jedes Wort überzeugt als Dichtung,
wenn ein Dichter es spricht
Ich wollte Dichter werden
und nichts anderes
und bin Dichter geworden
und nicht anderes
Das eine Gedicht, das ich geschrieben habe,*

*liegt nirgends vor, es wird jeder von Ihnen
aus meinen Büchern zusammenfügen
müssen*

*Dies ist der Augenblick, der höchste,
Ihnen für diese Liebesmühe zu danken
Solange die Glocken läuten,
höre ich das Gras nicht wachsen.“¹⁰*

Benyoëtz macht hier seine Dichtung zum offenen Kunstwerk: sein Gedicht liegt nicht vor, jeder muss es zusammenfügen und so seinen Dichter Benyoëtz (er)finden. Diesen Gedanken formulierte Elazar Benyoëtz erneut zu seinem 80. Geburtstag: *„Der Autor hat nicht das letzte Wort und ist auch nicht das Ende seiner Geschichte.“¹¹*

Scheidewand zwischen den beiden Sprachen

*„Zwischen meinen Sprachen bin ich selbst
die Scheidewand/ Meine Not bleibt größer
als die Tugend, die ich aus ihr mache; sie
schlägt zu Buche.“¹²*

Die Scheidewand zwischen den beiden Sprachen Deutsch und Hebräisch bleibt der Dichter selbst. Dies bedeutet eine Not, eine Entbehrung, einen Verlust, ein Zerrissen sein. Diese Not bleibt größer als die Tugend, die er daraus macht. Die Tugend ist seine sprachliche Produktivität, die zu Buche schlägt. Die deutsche Sprache mit ihrem bleibenden Stigma entlässt er aber nicht aus seiner Liebesbeziehung. Er ist mit ihr „verheiratet“, er hat sich ihr angetraut, mehr noch: Er ist mit ihr verwachsen.

„Ich liebe alles, was jüdisch an mir ist,/ und die deutsche Sprache,/ die alles das willkommen und willfahren heißt.“¹³

Die deutsche Sprache wird für seine jüdische Identität in den Dienst genommen. So wird sie seine „Verbündete in jüdischen Angelegenheiten“.¹⁴

„Jeder kann sich der deutschen Sprache bedienen,/ nur Juden können sich ihrer erbarmen.“¹⁵

Die deutsche Sprache, die Benyoëtz nicht „benützt“, sondern derer er sich erbarmt, ist die Sprache von Moses Mendelssohn

und Franz Kafka, von Karl Kraus und Else Lasker-Schüler. Benyoëtz betont, dass seine Entscheidung für die deutsche Sprache in einer Phase geschah, als die Beziehungen zwischen Deutschland und Israel diplomatisch noch nicht möglich und auch privat fast undenkbar schienen: „Man muß sich erinnern, und auch das ist heute nicht mehr leicht, dass es Anfang der sechziger Jahre noch keine diplomatischen Beziehungen zwischen Israel und der Bundesrepublik gegeben hat. Vielen Israelis waren damals solche Beziehungen auch undenkbar und jedenfalls unerwünscht. Fast jeder meiner Generation, erst recht der älteren, hatte sich geschworen, deutschen Boden niemals zu betreten. Kam ein Israeli nach Deutschland, kam er verstohlen, verschämt, verhielt sich kleinlaut und war bemüht, nicht aufzufallen. Ich sollte der erste hebräische Dichter sein, der in der ‚verbotenen Zeit‘ sich länger in Deutschland aufhielt. Für die Erschaffung einer *Bibliographia Judaica* öffentlich werbend, erregte ich Aufsehen. Dafür mußte ich lange büßen.“¹⁶ Benyoëtz hält fest, dass seine Forschungsreise nach Deutschland nicht verstanden wurde, weder von den deutschen noch den israelischen Freunden. Er schien einen zu schnellen Frieden mit dem Tätervolk gemacht zu haben.

Seine Poesie beweist Anderes: die Gravur von Ausschwitz bleibt in seiner Dichtung wach: „Rom wie Jerusalem sind nur noch über Ausschwitz zu erreichen.“¹⁷ Diese Tür verbindet ihn mit anderen jüdischen Autoren wie Nelly Sachs und Paul Celan, besonders aber Margarete Susman.¹⁸

Von Hiob zu Kohelet

Für Benyoëtz wird Margarete Susman zur „Großmutter“, seine leibliche hatte er verloren. Seine lebenslange Suche nach ihr hat er in einem Brief vom Oktober 1966 ausführlich beschrieben. Er habe ihren Aufsatz „Kafka und das Hiobproblem“ aus dem Jahre 1929 gelesen. Daraufhin habe er sich auf die Suche nach ihr gemacht und

sie schließlich hochbetagt in Zürich gefunden. Susmans Hiobdeutung, die sie zuerst 1929 in einem Aufsatz über Franz Kafka formulierte, hat eine breite Rezeptionsgeschichte erfahren. Martin Buber, Walter Benjamin, Gershom Scholem und nicht zuletzt Paul Celan waren davon beeinflusst. Ihre These war: Seit dem Exil bis zur Dichtung Kafkas gebe es keine große Leistung des Judentums, die nicht im letzten eine Theodizee gewesen sei.

*„Ich war entschlossen, meine Großmutter zu finden und also entschlossen, nach Zürich zu reisen. Ich habe sie gesucht, sie hatte auf mich gewartet. Sie ist mir ganz natürlich geworden, was sie mir – und nur mir war: Großmutter. Und so natürlich, von urher bestimmt und jäh wurde ich ihr Enkel ... Das war mein spätes ‚Morgen-Glück‘, aber auch schon der Anfang einer Reise an das Ende meiner Nacht: mit dem neuen, ebenso echten wie falschen Ahnenpaß, als Enkel Margarete Susmans und dadurch legitimiert, ins deutsch-jüdische Schattenreich zurückzukehren und das Erbe, für dessen Schwere mir die Schulter noch nicht gewachsen war, anzutreten.“*¹⁹ Hier beschreibt Benyoëtz so etwas wie sein Berufungserlebnis: Die deutsche Sprache und die Übernahme dieser Sprache und die Legitimation durch Margarete Susman bedeuten für ihn das Antreten eines Erbes, das er nicht ausschlagen durfte.

Bemerkenswert ist allerdings, dass für ihn nicht Hiob – wie bei Margarete Susman – sondern Abel, Abraham und Kohelet zu den biblischen Schlüsselfiguren werden. Dabei gibt es durchaus etwas Gemeinsames zwischen Hiob und Kohelet: Sie kommen nicht aus der Schule und schätzen das Bedeutungsschwere nicht. Ihre Worte ziehen sie vielmehr von der eigenen Haut ab. Der einprägsamste und einflussreichste Kehrreim aller Zeiten stammt von Kohelet: „Alles ist eitel und ein Haschen nach Wind.“²⁰ Aber es findet sich bei ihm auch das Wort „Bitachon“ (deutsch: Zuversicht): „Es ist nicht zu sagen, ob dies sein Schlüsselwort ist oder der Brunnen, in den er seinen Schlüssel geworfen hat. Von ihm ein-

mal fallengelassen, veränderte dieses eine Wort das Gesicht unseres Glaubens. Seitdem gibt es keine Emunah (Glaube) ohne Bitachon.“

Im Buch Kohelet geht es um die Beziehung von Ich und Gott. Sie lassen sich nicht auseinander dividieren. „Kohelet ist von seinem Ich überwältigt, doch anders als seine griechischen Zeitgenossen, deren Ich schon die Entthronung der Götter anzeigt, anbahnt, bedeutet. Ich auf griechisch heißt: ‚anstelle der Götter‘, auf hebräisch heißt es immer noch: ‚im Angesicht Gottes.‘“²¹ Für Benyoëtz sind die biblischen Bücher Krisenbücher, in denen das Ich Gott gegenüber seinen Stand verliert, aber dadurch nicht Gott. „Die biblischen Bücher, an deren Anfang der Verlust steht und die ihren Geist aus dem Buchen des Verlustes schöpfen, sind Krisenbücher. Sie ringen um einen neuen Ausdruck für die sich wandelnde Beziehung zu Gott [...] diese Sprache ist weder zu finden noch zu haben, sie wird dem Gegenüber abgetrotzt oder an sich gerissen. Das Gegenüber ist Gott, und Gott gegenüber verliert man seinen Stand.“²²

Das scheint mir die theologische Begründung für die Aphoristik bei Benyoëtz zu sein: sie ist bodenlos hoffnungsvoll: „Hoffpoesie“, wie er sie in seinem neuen Band nennt.²³ Die Sprüche Salomos sind repräsentativ, die Worte Kohelets nicht. Salomo bleibt König und Weiser, Kohelet anonym und ungewiss. Spruchweisheit nimmt sich wichtig, Aphoristik gibt sich *ich-tig*: Kohelet, das ist die Geburt des „Ich“ in der Literatur, damit hängt auch die Gebrochenheit seiner so eindringlichen Stimme zusammen. Den Boden unter den Füßen verloren, sucht er nach dem Grund.

„Der Aphoristiker beginnt an dem Punkt, wo er mit seiner Weisheit am Ende ist. Er ist kein Weiser mehr, ist auch kein Wegweiser.“²⁴ Das Ende der Weisheit ist demnach der Beginn der Aphoristik.

Daher ist Kohelet der erste Aphoristiker, in dessen Tradition Benyoëtz steht. Er versucht noch einmal zusammenzubinden, was durch den Holocaust zerrissen ist: die Tradition von biblischem Erbe, hebräischer und deutscher Sprache, jüdischer und deutscher

Literatur. „Mein Deutsch, im stehenden Glanz Jerusalems sich windend, hat seine rhein-jüdischen Quellen.“²⁵ Aus Benyoëtz ist ein rhein-jüdischer Dichter geworden.

Anmerkungen:

- 1 Bongardt, Michael, (Hg.), Humor- Leichtsinn der Schwermut. Zugänge zum Werk von Elazar Benyoëtz, Bochum 2010. Vgl. auch: Bongardt, Michael (Hg.), Zugrunde gegangen und hoch in die Jahre gekommen. Gabe zum 80. Geburtstag des Dichters Elazar Benyoetz, Würzburg 2019; Dausner, René, Schreiben wie ein Toter. Poetologisch-theologische Analysen zum Werk des israelisch-jüdischen Dichters Elazar Benyoëtz, Paderborn u.a. 2007.
- 2 Benyoëtz, Elazar, Aberwendig. Mein Weg als Israeli und Jude ins Deutsche. Würzburg 2018, 90.
- 3 Benyoëtz, Elazar, Feindeutig. Eine Lesung. Würzburg 2018.
- 4 A. a. O., 204.
- 5 Grubitz, Christoph, Der israelische Aphoristiker Elazar Benyoëtz, Tübingen 1994.
- 6 Benyoëtz, Elazar, Treffpunkt Scheideweg. München/Wien 1990, 159-163.
- 7 Ebd.
- 8 Benyoëtz, Elazar, Die Eselin Bileams und Kohelets Hund. München 2007, 49.
- 9 Ebd., 146.
- 10 Garhammer, Erich, „Keine Sprache ist so judenvoll wie die deutsche“. Elazar Benyoëtz und die deutsche Sprache, in: J. Först u. B. Schmitz (Hg.), Lebensdienlich und überlieferungsgerecht. Jüdische und christliche Aktualisierungen der Gott-Mensch-Beziehung (FS Heinz-Günther Schöttler), Würzburg 2016, 45-56. (Garhammer 50f.)
- 11 S. Anm. 4, 218.
- 12 S. Anm. 4, 50.
- 13 S. Anm. 4, 51.
- 14 S. Anm. 4, 59.
- 15 S. Anm. 4, 53.
- 16 Benyoëtz, Aberwendig, 90.
- 17 S. Anm. 2, 63 sowie Anm. 1, 129.
- 18 Koelle, Lydia, Es begann in Jerusalem. Benyoëtz und Margarete Susman, in: Keine Worte zu verlieren. Elazar Benyoëtz zum 70. Geburtstag, hg. von C. Grubitz u.a., Herrlingen 2004, 138-142.
- 19 S. Anm. 2, 118.
- 20 Benyoëtz, Elazar, Variationen über ein verlorenes Thema. Wien 1997, 153.
- 21 S. Anm. 4, 17.
- 22 S. Anm. 4, 26f.
- 23 S. Anm. 1, 109.
- 24 S. Anm. 4, 147f.
- 25 S. Anm. 11, A 11.

Literaturdienst

Reinhard Körner OCD: Zu dir gesagt, Jesus.
Leipzig 2018. 96 S., Euro 10,--, ISBN 978-3746252018.

Reinhard Körner OCD: Gott, ihr Drei ... - und wie wir Menschen zusammengehören. Leipzig 2018. 80 S., Euro 8,95. ISBN 978-3746253633.

P. Körner, der bekannte Autor und Exerzitienbegleiter, hat die zwei o.a. Büchlein anders konzipiert als die zahlreichen früher von ihm verfassten Schriften. Der Klappentext des erstgenannten Büchleins sagt: „...(Er) geht ein Wagnis ein: er schreibt auf, was er sonst in stillem Zwiegespräch zu Jesus sagt.“ Das soll nicht nur ein Stilmittel sein. Er hofft, so sagt er im Vorwort zu Jesus: „Vielleicht betet ja der eine oder die andere beim Lesen mit mir mit und kommt so dabei ...mit dir ins Gespräch ...“ (S. 7). Ich denke, dass die Menschen, die den Verf. aus seinen Büchern und Exerzitien kennen, auch diese Art, den Leser anzusprechen, als für sie hilfreich annehmen werden. Sie wissen ja, dass er von jeher nicht nur Glaubensdinge darlegt, sondern immer von seinem persönlichen Glauben spricht.

Im ersten Buch sagt er Jesus, wie sehr er allen Menschen wünscht, dass sie ihn kennenlernen, sich seiner Nähe bewusst werden und mit ihm reden. Er bittet Jesus, dass sie so beten können wie er, erfährt auch, dass ihm im Beten Erkenntnisse und Einsichten geschenkt werden und es so zu einem Gespräch wird. Darin vermag er nun Jesus alles mitzuteilen, was ihm am Herzen liegt: seine Besorgnis über die Gottferne in Welt und Kirche, seine Fragen und Hoffnungen, seine Wünsche, dass Gott eingreife in so vielen Bereichen, die im Argen liegen. Vor allem erbittet er sich „Salzmenschen“ (nach Mt 5,13a), die den Menschen der „in Flammen stehenden Welt“ die Botschaft Jesu bringen, dass in ihren Seelen auch die „Flamme der Liebe“ brennt. Solche Menschen – innerhalb oder auch außerhalb der Kirche – müssen etwas von Gott erfahren, um andere hinter der Vokabel „Gott“ auf das wirklich Höchste und „Letzte“ aufmerksam machen zu können. Im letzten Kapitel „Wer bist du, Jesus?“ erzählt er im „betenden Nachdenken und nachdenkendem Beten“, wie er selbst in langem Ringen zum „Herzenswissen“ gekommen ist, dass Jesus für ihn Gott an der Seite Gottes ist, der göttliche Sohn Gottes. Er bekennt, dass diese Frage ihn weiterhin begleiten wird, bis er ihm, seinem menschlichen Bruder und göttlichen Freund, einmal für immer begegnen wird.

Das zweite Büchlein führt das im ersten begonnene betende Gespräch weiter, jetzt mit dem drei-ei-

nen Gott, zu dem der Verf. sagt: „... du, Gott, dem sich unser Dasein verdankt, bist nicht allein. Du bist ein drei-einer Gott. Du bist Gott in Gemeinschaft“ (S. 7.) Er wünscht jedem Menschen diese Gottessicht und möchte erzählen, wie er diese Einsicht gewonnen hat, die für ihn als „Mensch in Gemeinschaft“ so wichtig geworden ist. Über die bekannte alte russische Legende von den drei Mönchen fand er eine neue Art des Betens zu „Gott, ihr Drei!“ und entdeckte solche Gebetsformen auch bei großen Beternden Christenheit. Die berühmte Ikone „Gastfreundschaft“ von Andrej Rubljow wurde ihm ein „Fenster“ zur Dreieinigkeit. Viele Impulse gaben ihm Veröffentlichungen namhafter Theologen in den letzten Jahrzehnten, aus denen deutlich wurde, wie wichtig die trinitarische Gottessicht nicht nur für das persönliche religiöse Leben der Christen, sondern für das Zusammenleben der Menschen im Großen wie im Kleinen ist – auch weltweit. Er erwähnt auch den Roman „Die Hütte“, der sehr kritisch zu beurteilen sei, und dessen Verkaufserfolg jedoch auf eine Sehnsucht der Menschen nach einer dreieinigen Gottessicht hinweise. In den folgenden Kapiteln spricht der Verf. betend mit Jesus, der ihm, wie er sagt, die Tür zum Leben mit Gott geöffnet hat. Durch Jesus wurde ihm Gott zu einem Abba, zu einem Gott absoluter Liebe – und erst diese Gottessicht konnte ihn zu der Gewissheit führen, dass Gott dreieinig sein muss. Es ist bewegend und berührend, diesen Glaubensweg mit zu verfolgen, aber auch die eingehende Beschreibung des denkenden und betenden Bemühens der frühen Christen, Gott als einen „Gott in Gemeinschaft“ zu erkennen, wie es schon die dreigliedrige Taufformel am Schluss des Matthäus-Evangeliums zeigt. P. Körner teilt nicht die Sorge, dass der Dreifaltigkeitsglaube „viel zu hoch“ sei für die normalen Gläubigen. Er glaubt auch nicht, dass die großen Irrlehren im Dreifaltigkeitsverständnis der Kirche heute noch eine Rolle spielen. Er ist überzeugt, dass Christen, die zum Leben mit dem dreieinigen Gott gefunden haben, dadurch befähigt werden, an einer geschwisterlichen Kirche mitzubauen. Am Ende des Büchleins richtet er einen Gebetwunsch an die göttlichen Drei: „... wir brauchen euch! Wir brauchen euch als göttliche Gemeinschaft! Wir brauchen das persönliche und gemeinsame Leben mit euch, dem drei-einigem Gott, um Menschen in Gemeinschaft zu sein – um immer mehr werden zu können, was wir eigentlich sind: die eine Gemeinschaft aller Menschen auf unserer Erde. Eure Menschen auf eurer Erde.“ (S 76)

Es wäre zu wünschen, dass diese so anregenden, ermutigenden Gedanken einen Weg finden in die Verkündigung, den Religionsunterricht, die Predigt und Sakramentenkatechese. Auf jeden Fall können sie allen Menschen eine gute Hilfe sein, die sich mü-

hen, in der Nachfolge Christi und mit dem drei-ei-nen Gott zu leben.

Norbert Friebe

James Martin SJ: Eine Brücke bauen. Wie die katholische Kirche und schwule, lesbische, bise-xuelle und trans* Menschen zu einer wertschät-zenden Beziehung finden. Ostfildern 2018, 224 S., ISBN 9783843610506 (Übersetzung aus dem amerikanisch englischen Original: *Building a Bridge*, revised edition.).

Der Untertitel gibt das Anliegen des Buches wie-der: „Eine wertschätzende Beziehung finden.“

Es ist also kein Buch über Homosexualität allge-mein. Das macht der Autor von Anfang an klar. Es ist ein Buch für Menschen und ihre Beziehungen. Dazu ist es ein gelungenes Buch. Es lädt dazu ein, dem Beispiel Jesu zu folgen und jeden Menschen, egal wer sie oder er sei, in Liebe anzunehmen und dies spüren zu lassen. Und das in beide Richtungen der zu bildenden Brücke: Hin von den Vertretern der „Amtskirche“ (wie er (oder der Übersetzer?) leider sagt, denn eine Amts-Kirche gibt es nicht; es gibt ein Amt in der Kirche) zu den LSBT-Menschen; aber auch von diesen hin zu den Menschen, die die Kir-che repräsentieren. Es ist ein Buch über Zuhören, Respekt und Empathie. Es ist ein Buch der Liebe. Es insistiert damit auf der unabdingbaren Basis jeder Begegnung zwischen Menschen. Diese Basis muss zuerst gefunden und als Grund gelegt werden, da-mit darauf etwas aufgebaut werden kann, oder im Bild der Brücke: Damit man darüber gehen und mit-einander in Dialog treten kann. Auf S.141-192 fin-den sich dazu viele Begegnungsgeschichten aus den Evangelien mit Fragen, die dazu helfen, die jeweilige Szene für das Gebet aufzuschließen.

Der Untertitel gibt allerdings nicht ganz korrekt wieder, was das Buch bietet. Dort wird die katholi-sche Kirche als Institution genannt; im Buch werden aber nur die Repräsentanten dieser Institution an-gesprochen, insofern sie Menschen sind, nicht aber insofern sie über die Liebe hinaus eine Botschaft, eine Lehre zu vertreten haben. Dass er diese Lehre nicht behandeln wird, macht der Autor gleich im Einleitungskapitel klar. Er stellt die kirchliche Leh-re nicht infrage; aber die LSBT-Community habe sie nicht „rezipiert“, d.h. glaubensmäßig angenommen. Ebenso werden auf der anderen Seite die LSBT-Men-schen nur als Menschen angesprochen, die Anspruch auf Liebe und Anerkennung haben, nicht aber als solche, die eingeladen und herausgefordert sind, sich dieser Botschaft und Lehre zu stellen und sich

mit ihr auseinander zu setzen. Im Evangelium, das die Kirche im Auftrag und mit der Autorität Chri-sti zu vergegenwärtigen hat, geht es um Liebe, aber nicht nur um Liebe, sondern auch um Wahrheit. Das Buch beschränkt sich auf die Liebe, die als Evange-lium und in der das Evangelium zu verkünden ist.

Ist das ein Defizit? Ich meine, in unserer Situa-tion, in der wir uns sowohl gesellschaftlich wie innerkirchlich mit dem Thema befinden: ja. Inhalt-lich geht es nämlich bei dem Konflikt zwischen den beiden Seiten um die Frage: Ist die Weise, wie LSBT-Menschen Sexualität leben und gegebenenfalls praktizieren, einfach eine von verschiedenen Spiel-arten von Sexualität, gleichrangig mit der zwischen Mann und Frau? Muss also die Kirche – „endlich“, so hört man es aus den Medien und von Vertretern der LSBT-Community, – ihr Bestehen darauf, dass das nicht der Fall ist, aufgeben? Dieser Frage weicht der Autor aus. Er zitiert zwar den Katholischen Ka-techismus, nimmt aber nur aus Nr. 2358 auf, dass homosexuell fühlenden Menschen mit „Respekt, Mitfühlen und Empathie zu begegnen“ ist. Schon der Satz, dass „diese Neigung (die) objektiv unge-ordnet ist“ (ebenso in Nr. 2358), wird getadelt. (S. 101/102. Im deutschen Text des KKK kommt dieser Halbsatz nicht vor; stattdessen heißt es: „Sie haben diese Veranlagung nicht selbst gewählt.“) Die beiden anderen Katechismuszitate, die die eigentliche Leh-re der Kirche, „gestützt auf die Heilige Schrift“ und „das natürliche Gesetz“, enthalten (Nr. 2357) und zu einem Weg einladen, dem zu entsprechen ist (Nr. 2359), werden nicht weiter beachtet.

Ein zweites Defizit besteht m. E. darin, dass der Autor an keiner Stelle zu erkennen gibt, dass es ein *Prozess* ist, die eigene sexuelle Identität zu finden, der in nicht seltenen Fällen bis weit in das Erwach-senenalter reicht. Im Buch erscheint sexuelle Identi-tät aber immer als eine feststehende Gegebenheit, die von Kindheit an vorgegeben ist. Das ist eine rein soziologische Sicht; beim Thema sexueller Identität aber ist zunächst die tiefenpsychologische Entwick-lungspsychologie zuständig.

Aus all dem kann der Leser eigentlich nur schluss-folgern, dass der Autor die oben gestellte Frage nach der Bewertung praktizierter Homosexualität, die ja in der Diskussion überall latent präsent ist, mit ja beantwortet: LSBT- Sexualität, in welcher Form sie auch immer gelebt wird (abgesehen von kriminel-ler Weise), ist als gleichrangig und gleichgültig mit Sexualität zwischen Mann und Frau anzusehen. Der Autor stünde damit im Widerspruch zur sowohl an-thropologisch wie bibeltheologisch gut begründe-ten kirchlichen Lehre über die menschliche Sexu-alität.

Die Brücke, die er mit dem Buch baut, erweist sich also als eine gute und einladende Holzbrücke für Fußgänger; sie ist aber nicht tragfähig für Wagen,

die eine Last zu transportieren haben. Solche aber warten auf beiden Seiten der Brücke: Auf der kirchlichen Seite der Wagen mit der Lehre der Kirche, – die, wie sie meint, die der Offenbarung ist; auf der anderen Seite die LSBT-Community, insofern sie das Verlangen hat, die Kirche möge sie nicht nur als einzelne Menschen annehmen, sondern ihre Lehre ändern. Das Buch weist keinen Weg, wie in dieser Situation miteinander weiter zu kommen ist.

Alex Lefrank SJ

Klaus Berger: Die Apokalypse des Johannes. Kommentar, Freiburg i. Br. 2017, ISBN (Buch) 978-3-451-34779-5 (2 Teilbände)/ISBN (PDF-E-Book) 978-3-451-84779-0, 1557 Seiten.

Auf kleinem Raum eine Rezension über ein über 1.500-seitiges Buch zu schreiben, ist schon eine Herausforderung an sich. Wenn dieses Buch auch noch als fulminante Summe exegetischen Forschens daherkommt, macht es die Sache für den Rezensenten nicht einfacher. Mit seinem Kommentar „Die Apokalypse des Johannes“ legt der Neutestamentler Klaus Berger eine solche Summe vor, von der er in der Einleitung sagt, dass es „das vorläufige Ende eines Bogens über mehrere Jahrzehnte“ sei. Und in der Tat: Auf jeder Seite spürt man dem Text an, dass er mehr ist als ein nüchterner Kommentar. Hier kommt etwas zu sich selbst, das über Jahre und Jahrzehnte gereift ist – ein innerer Diskurs, der ein Ringen mit dem Text und seinen vielfältigen Interpretationen in anderen Kommentaren, aber auch der wirkungsgeschichtlichen Entfaltung der Apokalypse des Johannes in der Kunst und anderen Formen des Zuehens auf einen besonderen Text ist. In der Tat erscheint dieses letzte Buch der Bibel als ohnehin schwer zugänglicher Text; seine Bildgewalt, sein Changieren zwischen Himmel und Erde, seine textliche Überlieferung an sich – all das ist in sich schon herausfordernd. Klaus Berger hat diese Herausforderung, wie es scheint, ein ganzes Leben nicht losgelassen. Nun fährt er mit diesem Kommentar die Ernte eines ganzen Exegetenlebens ein.

Der Kommentar gliedert sich in zwei Abteilungen. Die erste Abteilung enthält neben einem ausführlichen Literaturverzeichnis (45 Seiten!), das auch auf Darstellungen der Bildenden Kunst, undatierte handschriftliche Kommentare aus dem europäischen Mittelalter, aber auch der mozarabischen Literatur, Predigten, neuzeitlichen Kommentaren und natürlich ausgewählter Sekundärliteratur enthält, auch ein Einleitungskapitel. Schon hier fällt die Akribie auf, mit der Klaus Berger zu Werke geht,

umfasst dieses Einleitungskapitel doch wesentlich mehr als die Einleitungsfragen, sondern versucht, den theologischen Kontext zu fassen, in denen der Seher Johannes seine Apokalypse verfasst. Natürlich kommen auch die klassischen Einleitungsfragen zur Geltung – und bei denen fällt auf, dass Klaus Berger nicht unbedingt dem exegetischen Mainstream folgt. Bei der Datierung der Textentstehung hängt vieles an der Frage, ob Jerusalem noch Bestand hat oder der Seher Johannes auf die Zerstörung Jerusalems zurückblickt. Klaus Berger plädiert für die Frühdatierung vor das Jahr 70 n.Chr., während die moderne Exegese die Entstehung des Textes in der Regel in die trajanische bzw. vespasianische Zeit verortet – also um die erste Jahrhundertwende unserer Zeitrechnung. Diese Datierungsfrage ist nicht unerheblich etwa für die symbolische Zahl 666 in Apk 13,18, die Klaus Berger als Hinweis auf Kaiser Nero darlegt, während die neuere Exegese darin den codierten Mittelnamen „Ulpius“ von Marcus Ulpius Trajanus erkennt. Zu Letzterem gibt es einen eindrücklichen Briefwechsel mit seinem Statthalter Plinius den Jüngeren, der die historischen Hintergründe der Ereignisse darlegt, die im 13. Kapitel der Apokalypse – man möchte fast sagen „satirisch“ – verarbeitet werden: der Umgang mit Christen, die das Kaiseropfer verweigern. Gerade hier aber wird eine Besonderheit des Kommentars Klaus Bergers sichtbar – und zwar in der zweiten Abteilung, der – in der gedruckten Buchform auf zwei Teilbände verteilt – den eigentlichen Kommentar enthält.

Klaus Berger wählt eine besondere Herangehensweise. In jedem Abschnitt legt er zuerst den Aufbau des Kapitels dar, betrachtet dann das Textganze, danach die einzelnen Abschnitte, die einzelnen Szenen und dann die Einzelverse. Ergänzt wird das durch sage und schreibe 84 von Klaus Berger so genannten „Abhandlungen“, die in der Funktion von Exkursen vertiefende Studien präsentieren. Das ist eine bemerkenswerte Leistung, die vom Textganzen immer tiefer in den Text selbst eindringt, dabei den Text und die Kommentierung Klaus Bergers aber immer wieder in Dialog mit anderen Interpretationen, seien sie textlich, seien sie künstlerisch, bringt. Auf diese Weise erkennt man das Ringen Klaus Bergers um seine Interpretation, an der man sich als Leser unmittelbar beteiligt. Man muss nicht Klaus Bergers Ansicht sein; an entscheidenden Stellen kommt man, wie der Rezensent selbst etwa in der Frage der Datierung, zu anderen Ergebnissen. An Klaus Bergers Kommentar kommt man aber eben auch nicht mehr vorbei! Er ist eine Herausforderung – quantitativ und qualitativ –, an der man sich reiben, aber eben im theologischen Urteil auch reifen kann. Kann man diesen Kommentar empfehlen? Man kann nicht, man muss!

Werner Kleine

Wüstenlektion

Sich von Gott überraschen lassen, nicht gleich abhauen, wenn etwas nicht sofort nach unserem Gusto ist, ihm eine Chance geben – das sind kostbare Ratschläge, die in dieser Szene [Ex 3,1-6: Mose am brennenden Dornbusch; G. F.] stecken. Auch das Staunen schwingt hier wieder mit, wir sagen das ja im Alltag auch anerkennend: „Das zieht's mir doch die Schuhe aus.“ Das alles kann Geschmack auf die Begegnung mit Gott machen, weil es spannend sein kann, sich überraschen zu lassen. Weil Gott damit verheißt, die Routine unseres Lebens aufzubrechen, und uns herausfordert. Gott, das zeigt diese Begegnung mit Mose, lässt sich nicht in einen Outlook-Kalender pressen. Er hat keine Sprechstunde – und auch keine eindeutig zu lokalisierende Praxis. Gott können wir zu jeder Zeit und an jedem Ort erfahren. Wer glaubt, so könnte man ein bekanntes Zitat abwandeln, dem ist nie langweilig. Der wird immer wieder überrascht – manchmal vielleicht auch nicht auf angenehme Weise. Denn das ist Gott eben auch: ein Herausforderer, der uns befiehlt, die Schuhe auszuziehen. Kein Gott der Bequemlichkeit, keiner, der uns in warmen Hauspantoffeln durch das Leben schlurfen lässt. Sondern einer, der uns auf dem kargen und kantigen Felsenboden empfängt, ohne Schuhe. Ein Gott, der sich nicht festlegen lässt auf einen Termin, aber auch nicht auf einen Ort. Oder, anders formuliert: Für Gott gibt es kein No-Go. Er kennt keine No-go-Areas.

*aus: Heiner Wilmer unter Mitarbeit
von Simon Biallowons, Hunger nach Freiheit.
Mose – Wüstenlektionen zum Aufbrechen.
Freiburg – Basel – Wien 2018, S. 87-88.*

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Spiritual
Georg Lauscher, Priesterseminar, Leonhardstraße 10, 52064
Aachen | Pfr. Christoph Stender, Michaelsbergstraße 6, 52066
Aachen | Prälat Dr. Martin Patzek, Vidumestraße 1, 45527
Hattingen | Prof. Dr. Erich Garhammer, Schönleinstraße 3,
97080 Würzburg

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7,
52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12,
49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32,
50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin |
Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21,
31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und
Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001,
Fax (0221) 1642-7005,
E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104,
50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E